



Helene Tursten
Die Frau
im Fahrstuhl

btb

Helene Tursten

Die Frau im Fahrstuhl

*Aus dem Schwedischen
von Holger Wolandt*

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel »Kvinnen i hissen« bei Alfabetanamma, Stockholm.

Der btb-Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House.

1. Auflage



Copyright © 2003 by Helene Tursten

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Published by agreement with Alfabetanamma, Stockholm,
und Leonhardt & Høier Literary Agency, Copenhagen.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Ute Klaphake

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

RK • Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-73257-3

www.btb-verlag.de

Eine Frau auf der Flucht vor ihrem Mann, der sie augenscheinlich misshandelt. Bevor sie ausziehen kann, stürzt sie auf der Treppe ihres Einfamilienhauses zu Tode. Ein klarer Fall, oder? Ein junges Paar, das sich auf der Hochzeitsreise verfährt und schließlich bei einem einsam gelegenen Hof und dessen mysteriöser Besitzerin landet. Ein Witwer, vor dessen Tür plötzlich zwei Rettungssanitäter stehen, die er nicht bestellt hat. Zehn unheimliche Geschichten und eine Inspektor-Irene-Huss-Erzählung hat btb-Bestsellerautorin Helene Tursten in diesem Buch versammelt: höchst spannend und voller Raffinesse.

Helene Tursten wurde 1954 in Göteborg geboren und arbeitete selbst lange Jahre als Krankenschwester. Deutschen Leserinnen und Lesern ist sie vor allem durch ihre Irene-Huss-Kriminalromane bekannt.

DEM ANDENKEN MEINER ELTERN

Liebe Leserinnen und liebe Leser!

Vermutlich wissen nicht viele von meinem Hobby. Ich sammle Gespenstergeschichten.

Am liebsten solche, die jemand selbst erlebt hat. Ich schreibe sie immer genau so nieder, wie sie mir erzählt wurden. Einige der Geschichten spielen im Krankenhaus, denn sie wurden mir in den Jahren zugetragen, in denen ich als Krankenschwester gearbeitet habe.

Eine besonders lange Erzählung handelt von der Kriminalinspektorin Irene Huss.

Dass Sie eine richtige Gänsehaut bekommen, wünscht Ihnen

Ihre
Helene Tursten

Die Frau im Fahrstuhl I

Aus meinen vielen Jahren als Krankenschwester habe ich unzählige Erinnerungen. Gewisse Episoden sind lustig, andere traurig. Aber es gibt eine Erinnerung, die mich niemals losgelassen hat. Sie begleitet mich jetzt schon seit fast fünfzig Jahren.

Bevor ich die Schwesternschule besuchte, arbeitete ich ein Jahr nachts als Schwesternhelferin. Ich dankte dem Schicksal, das mir eine langfristige Vertretung in der neu gebauten und gut ausgestatteten Hautklinik des Sahlgrenska Krankenhauses beschert hatte.

Wir waren zu dritt im Nachtdienst, die Krankenschwester Ellen, die Schwesternhelferin Marianne und ich. Wir waren ungefähr im selben Alter, und von Anfang an verstanden wir uns gut. Mein Dienst begann im August. Bereits nach ein paar Nächten fiel mir auf, dass Schwester Ellen und Marianne tuschelnd in die schwarze Augustnacht starrten. Ich hörte nur Fetzen: »Jetzt ist bald Vollmond...«

»Sie kommt sicher dieses Mal auch...«

Schließlich konnte ich meine Neugier nicht länger bezwingen, sondern fragte, was es da zu tuscheln gab.

Meine Kolleginnen sahen sich an und nickten sich dann zu. Schwester Ellen ergriff das Wort: »Ein Jahr nach Eröffnung der Klinik fiel uns Nachtschwestern auf, dass sich bei Vollmond seltsame Dinge ereigneten. Genau um Mitternacht fährt der Fahrstuhl ins oberste Stockwerk.«

»Aber da oben ist doch nur die Verwaltung. Dort arbeitet doch niemand mitten in der Nacht! Und außerdem ist dort dann abgeschlossen«, wandte ich ein.

Schwester Ellen nickte viel sagend.

»Genau. Aber wenn der Fahrstuhl wieder nach unten kommt, steht eine Frau darin. Sie ist vielleicht ein paar Jahre älter als ich. Sehr hübsch gekleidet. Seltsam ist nur, dass sie immer dieselben Kleider trägt.«

»Hast du sie mit eigenen Augen gesehen?«, fragte ich.

»Klar. Mehrmals. Nächstes Mal, wenn wir wieder Dienst haben, ist Vollmond. Dann stellen wir uns in den Korridor und schauen sie uns an.«

Damit war das entschieden.

Es war spannend und etwas kribbelig, kurz vor Mitternacht im dunklen Treppenhaus zu stehen. Der Vollmond schien durchs Fenster, und die Treppenstufen badeten in seinem kalten Licht. Vor der Fahrstuhltür war es jedoch vollkommen dunkel. Dort standen wir zu dritt, die Köpfe dicht an dicht vor dem schmalen schwarzen Fahrstuhlfenster.

Kurz vor der zwölften Stunde glitt der leere Aufzug auf dem Weg nach oben an dem Fenster vorbei. Schwester Ellen drückte immer wieder auf den Knopf, aber der Fahrstuhl fuhr einfach weiter.

Der leuchtende Pfeil, der anzeigte, dass sich der Aufzug auf dem Weg nach oben befand, erlosch. Fast unverzüglich leuchtete der Abwärtspfeil auf. Meine Spannung nahm zu, als ich hörte, wie sich der Fahrstuhl unserem Stockwerk näherte.

Als Erstes sah ich ein Paar schwarze, funkelnde, spitze Damenschuhe mit wahnsinnig hohen Pfennigabsätzen. Dann kamen ein Paar schlanke Unterschenkel in Nylonstrümpfen. Auf Kniehöhe begann der Rocksaum. Der Rock war eng und gerade geschnitten und aus einem grob gewebten, tannengrünen Stoff. Mit ihren Händen, die in schwarzen Handschuhen steckten, presste die Frau eine schwarze

Lederhandtasche gegen die Oberschenkel. Ihre Kostümjacke mit den blitzenden Goldknöpfen reichte ihr knapp bis zur Taille. Zu dem Kostüm trug sie eine weiße Bluse und eine Bernsteinkette. Ihre rot geschminkten Lippen in ihrem bleichen Gesicht waren vollkommen bewegungslos. Sie war sehr ernst und sah uns durch eine Brille, Modell Fünfziger Jahre, an. Das grüne Gestell passte zu dem eleganten Kostüm. Sie stand so da, dass sie durch das Fenster in der Fahrstuhltür deutlich zu sehen war. Ihr kupferrotes Haar glänzte im Licht des Aufzugs. Sie trug einen ordentlichen Pagenschnitt. Wäre ihr Gesichtsausdruck nicht so nichts sagend gewesen, hätte man sie als eine strahlende Schönheit bezeichnen können.

Der Fahrstuhl verschwand nach unten, und im Fenster der Fahrstuhltür wurde es wieder schwarz. Niemand von uns sagte etwas. Schweigend kehrten wir auf die Station zurück und begaben uns in die kleine Küche. Ellen stellte Tassen auf den Tisch und goss aus einer Thermoskanne Kaffee ein. Erst dann sagte sie: »Na, was hältst du von der Dame im Fahrstuhl?«

»Ehrlich gesagt weiß ich das nicht«, entgegnete ich.

Sowohl Marianne als auch Ellen starrten mich an, als erwarteten sie eine schlüssigere Antwort. Da mir jedoch nichts weiter dazu einfiel, meinte Schwester Ellen: »Ich finde es merkwürdig, dass sie immer zur gleichen Zeit auftaucht und immer dieselben Kleider trägt. Der Aufzug bleibt nicht stehen, obwohl man den Knopf drückt. An ihrem Aussehen hat sich nichts verändert, seit wir sie zum ersten Mal gesehen haben. Sie steht immer in derselben Positur da und hat dieselbe Frisur und dieselbe ausdruckslose Miene... alles ist immer genau gleich!«

In der Küche trat eine lange Stille ein, und ein kalter Schauer lief mir den Rücken hinunter.

Die Dame im Fahrstuhl war geheimnisvoll, und sie machte mir Angst.

Im folgenden Monat sprachen wir oft über die Fahrstuhlfrau. Wir konnten uns nicht darüber einigen, was die geheimnisvolle Frau wohl für Anliegen und Absichten haben mochte, wollten das Rätsel aber gemeinsam lösen. Als es nur noch wenige Nächte bis zum nächsten Vollmond waren, hatten wir einen Plan ausgearbeitet.

Es war eine schöne Vollmondnacht. Die Temperatur betrug einige Grade unter null, und der Mond schien durchdringend von einem wolkenlosen Himmel.

Kurz vor zwölf traten wir ins Treppenhaus und stellten uns so auf, wie wir es abgesprochen hatten. Marianne hielt einen kleinen Hammer in der Hand und hatte sich neben dem Notschalter aufgebaut. Ihre Aufgabe war es, das Glas zu zerschlagen und den Knopf zu drücken, sobald sich die Frau auf unserem Stockwerk befand. Ich selbst hielt den Griff der Fahrstuhltür mit meiner schweißnassen Hand umklammert. Wenn der Fahrstuhl zum Stillstand kam, war es meine Aufgabe, die Tür aufzureißen. Schwester Ellen stand direkt vor dem Aufzug. Sie wollte die Frau ansprechen und ausfragen.

Nervös überlegte ich mir, ob man das wirklich tun durfte. Hatte die Frau nicht jedes Recht dazu, wann und wo immer sie wollte, Fahrstuhl zu fahren? Ich wurde aus meinen Überlegungen gerissen, als der Lift auf dem Weg zum obersten Stockwerk vorbeifuhr.

Als der Abwärtspfeil aufleuchtete, hob Marianne den Arm. Sie stand bereit, das Glas zu zerschlagen. Ich spannte jeden Muskel an, um die Tür aufzureißen, wenn der Lift stehen blieb. Schwester Ellen räusperte sich nervös in der Dunkelheit.

Jetzt sah ich die Schuhe mit den hohen Absätzen. Dann kamen ihre Schienbeine, der Rocksaum, die Handtasche. Marianne holte zum Schlag aus.

Da ging auf einmal auf unserer Station der Alarm los.

Alle, die jemals im Krankenhaus gearbeitet haben, wissen, dass man dann alles stehen und liegen lässt.

Es ist ein Reflex. Bei Herzstillstand können ein paar Sekunden den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten.

Wir drei am Fahrstuhl zuckten zusammen. Erst trauten wir unseren Ohren nicht. Alarm! Eine Sekunde später rannten wir bereits auf die Station. Die Lampe über der Tür eines Patientenzimmers ganz hinten am Gang blinkte. Wir rannten, so schnell wir konnten. Das Zimmer war nur mit einem Patienten belegt, einem Fünfunddreißigjährigen mit schwerer Psoriasis.

Als wir die Tür aufrissen, lag er bleich vor uns. Er hatte keinen Puls mehr. Schwester Ellen warf sich über den Patienten und begann mit der Herzmassage. Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, machte Marianne Mund-zu-Mund-Beatmung. Nach nur einem Atemstoß und einigen kräftigen Stößen auf den Brustkorb erwachte der Patient wieder zum Leben. Ellen bat mich, den Dienst habenden Arzt zu rufen. Ich rannte ins Schwesternzimmer und piepste ihn an.

Nach nur wenigen Minuten hörten wir schon die eiligen Schritte des Arztes auf der Station. Er wirkte verschlafen, seine Haare waren verstrubbelt, und sein Kittel war falsch zugeknöpft. Es war einer der jüngeren Assistenzärzte. Mich beschlich ein Verdacht: Hatte sich unsere Rothaarige oben in der Verwaltung mit ihm getroffen? Als ich länger darüber nachdachte, erkannte ich, dass es so nicht gewesen sein konnte, denn er arbeitete erst seit weniger als einem Monat bei uns.

Der Arzt war sich unschlüssig und beriet sich lange mit dem Kollegen von der Inneren. Schließlich wurde entschieden, den Mann auf die kardiologische Intensivstation zu verlegen, um ihn dort eingehender zu untersuchen. Dort sollte er dann einige Stunden zur Beobachtung bleiben.

Deswegen dauerte es auch bis zur nächsten Nacht, bis der Patient uns erzählen konnte, was vorgefallen war.

Wir drei saßen in der Küche und tranken Kaffee. Plötzlich klopfte es schüchtern. Der Mann, der in der Nacht zuvor den Herzstillstand gehabt hatte, stand in der Tür. Verlegen sagte er: »Ich kann nicht schlafen nach dem, was gestern vorgefallen ist, und habe den Kaffee gerochen. Ich dachte, dass ich von Ihnen vielleicht einen Schluck bekommen kann?«

»Natürlich«, erwiderte Schwester Ellen.

Wir gaben ihm eine Tasse, aber er blieb in der Tür stehen. Unentschlossen wippte er auf seinen karierten Filzpantoffeln. Es schien, als ob er etwas ganz anderes wollte.

»Darf ich meinen Kaffee vielleicht bei Ihnen trinken?«, fragte er vorsichtig.

Sein Blick war so flehend, dass Schwester Ellen ihm das gestattete, obwohl es eigentlich gegen die Regeln verstieß.

Der Patient setzte sich. Geistesabwesend rührte er in seiner Tasse, den Blick auf das Dunkel der Nacht jenseits des Fensters gerichtet. Ein feiner Nieselregen prasselte gegen das Fenster.

»Ich muss mit Ihnen reden. Es war so merkwürdig gestern, als... das passierte«, sagte er schließlich.

»Wir sind mit unserer Arbeit fertig, und die anderen Patienten schlafen. Wir haben Zeit zum Zuhören. Erzählen Sie ruhig«, meinte Schwester Ellen.

Der Mann lächelte sie dankbar an.

»Ich lag im Bett und las, weil ich nicht schlafen konnte. Der Ausschlag juckte so. Vielleicht hatte ich auch leichtes Fieber... Ich weiß es nicht. Kurz gesagt ging es mir nicht gut. Aber das Buch war wahnsinnig spannend, und ich war ganz darin vertieft, als mir plötzlich bewusst wurde, dass jemand im

Zimmer stand. Ich schaute auf und sah eine Frau nur etwa einen Meter von meinem Bett entfernt. Sie war grün gekleidet und trug eine Brille. Sie war... fein angezogen, fand ich.«

»War sie rothaarig?«, unterbrach ihn Marianne.

Der Mann nickte.

»Schönes dunkelrotes Haar. Pagenkopf«, sagte er. »Ich hatte keine Gelegenheit, mit ihr zu reden. Plötzlich lag so etwas wie dunkler Nebel im Zimmer. Um mich herum wurde es immer dunkler, aber die ganze Zeit hörte ich ihre beruhigende Stimme und bekam es wohl nie mit der Angst zu tun. Die Frau sprach in der Dunkelheit zu mir.«

Er verstummte und sah uns verlegen an. Wir hörten aufmerksam zu, und niemand schien an seinen Worten zu zweifeln.

»Ehe ich bewusstlos wurde, sah ich noch, wie sie die Hand ausstreckte und den Alarmknopf drückte. Seltsamerweise erinnere ich mich ganz deutlich, dass sie schwarze Handschuhe trug und dass eine schwarze Handtasche von ihrem Handgelenk baumelte. Dann erinnere ich mich an nichts mehr, bis ich wieder erwachte und Sie alle sich an mir zu schaffen machten.«

In der Küche wurde es ganz still, als er seine Geschichte beendet hatte. Schwester Ellen gewann als Erste die Fassung wieder. Mit so viel Autorität und Ruhe, wie sie aufbringen konnte, sagte sie: »Sicher hatten Sie Fieberträume, bevor Sie in Ohnmacht fielen. Die Halluzination lässt sich durch Sauerstoffmangel erklären.«

Ich ertappte mich dabei, dass ich zustimmend nickte. Schließlich konnten wir dem Mann nicht von der Frau im Fahrstuhl erzählen! Es war besser, ihm einzureden, er habe an einer Fieberfantasie gelitten.

Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, einigten wir uns darauf, nie wieder zu versuchen, den Fahrstuhl anzuhalten. Die

Frau sollte ihre Ausflüge bei Vollmond nach Belieben fortsetzen können.

Und das tat sie dann auch.

Die Erbin des Wirtshauses

Ende der dreißiger Jahre trat meine Großmutter auf dem Jahrmarkt als Zigeunerin namens Madame Roza auf. Akuter Geldmangel zwang sie dazu. Sie war Witwe geworden und hatte zwei kleine Kinder. Sie konnte aus der Hand lesen. Offenbar war sie sehr talentiert, denn die Leute drängten sich in ihrem Zelt. Im Laufe der Zeit gelangte sie mit ihrer Wahrsagerei zu relativem Wohlstand und wurde Teilhaberin einer Bonbonfabrik, die erkleckliche Gewinne abwarf. Am besten verkauften sich »Rozas Ingwerpastillen gegen Heiserkeit und Erkältung«. In den frühen siebziger Jahren verkaufte Großmutter ihren Anteil an der Fabrik und zog sich in ihrem zentral in Umeå gelegenen Haus aufs Altenteil zurück.

Von Letzterem erzählt meine Mutter mit Vorliebe. Davon, dass Großmutter früher Weissagerin war und sich als Zigeunerin ausgab, will sie jedoch nichts wissen.

»Alles üble Nachrede. Dafür gibt es keinerlei Anhaltspunkte!«, faucht meine Mutter immer dann, wenn die Rede darauf kommt, und presst die Lippen zusammen. Sie hat's gerne ein wenig vornehm.

Größere Sensibilität für die Geisterwelt hat sie nie an den Tag gelegt. Dafür ist sie viel zu erdverbunden. Bei näherem Nachdenken würde sie sich allerdings eingestehen müssen, dass Großmutter's Vermögen, das Mutter's Bruder und sie freudig in Reisen, große Autos und Häuser umgesetzt haben, aus dem Jahrmarktszelt stammt, in dem Roza aus der Hand gelesen hat.

Großmutter besaß das zweite Gesicht. In ihrem kleinen Zelt stand sie in Kontakt mit dem Jenseits. Deswegen trafen ihre Vorhersagen immer ein. Das hat sie meiner Schwester Marie und mir mehrfach erzählt.

Meine Schwester und ich haben Großmutter's Gabe geerbt, obwohl wir sie im Gegensatz zu ihr nicht so weiterentwickelt haben. Wir sehen und spüren Dinge, können aber nicht die Zukunft vorhersagen.

Ob diese Gabe eher ein Geschenk oder eine Strafe ist? Ein fantastisches Talent oder eine Plage? Beides, würde ich sagen. Urteilen Sie selbst! Die folgende Erzählung handelt davon, was meine Schwester und ich bei einem gemeinsamen Urlaub vor fast sechzehn Jahren erlebten.

In diesem Sommer mieteten unsere Familien zusammen ein Haus auf Gotland. Mein Mann Olof und ich hatten zwei Sommer hintereinander Fahrradurlaub auf der Insel gemacht, aber Marie und Lasse waren noch nie dort gewesen.

»Die falsche Seite von Schweden«, pflegte mein Schwager zu sagen.

Typisch Göteborger! Schließlich ließ Lasse sich aber doch dazu überreden, seine Ferien an der exotischen Ostküste zu verbringen. Über das Fremdenverkehrsamt mieteten wir das Obergeschoss des Gasthofes in Ljugarn.

Meine Tochter Cecilia war damals drei Jahre alt und ihre Cousinen Karin und Sara zwei Jahre sowie drei Monate.

Mit diesen drei jungen Damen und zwei voll gepackten Autos brachen wir in der ersten Juliwoche Richtung Gotland auf.

Nach einer anstrengenden Reise – die Fähre war überfüllt und glich einem Sklavenschiff – trafen wir in Visby ein. Es regnete

in Strömen, und wir erfuhren, dass es in Roma im Inneren der Insel geschneit hatte! So hatten wir uns den Auftakt unserer Ferien nicht vorgestellt.

Am Spätabend trafen wir in Ljugarn ein. Immer noch war es feucht und kühl, aber es regnete nicht mehr. Wir fanden den Gasthof problemlos. Er lag am Meer, und zwischen Haus und Strand führte nur ein schmaler Weg entlang.

Ich klopfte an die Haustür, und nach einer Weile öffnete mir ein magerer älterer Mann. Abweisend starrte er mich durch den Türspalt an. Ich brachte unser Anliegen vor. Woraufhin er die Tür wieder schloss. Ich hörte ihn in Pantoffeln herumschlurfen. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis sich die Türe wieder öffnete. Unser mürrischer Gastgeber reichte uns den Schlüssel durch den Türspalt und murmelte, wir würden uns hoffentlich wohl fühlen.

Durch eine altertümliche, geräumige Glasveranda, die als Küche diente, betraten wir das Haus. Zwei Kochplatten, ein uralter, winziger und laut brummender Kühlschrank, ein wackliger Campingtisch mit fünf Klappstühlen und ein Hängeschrank voll mit angeschlagenem Porzellan bildeten die Einrichtung. Ein großer gelber Plastikeimer für Brunnenwasser und eine kleine Plastikschüssel zum Spülen vervollständigten sie. Sehnsüchtig dachte ich an meine große Küche zu Hause.

Hinter der Veranda führte eine Treppe ins Obergeschoss. Die Treppe mündete auf eine große, unmöblierte Diele mit mehreren Türen, von denen eine, die nicht richtig schloss, auf einen Balkon zum Meer führte. Schon allein die Aussicht war die Miete wert. Er sah allerdings so baufällig aus, dass man ihn wahrscheinlich nicht betreten konnte. Von der Diele ging auch eine kleine Toilette mit Waschbecken ab. Neben der Toilette war eine verschlossene Tür, die wohl auf einen Gang führte. Da das Haus sehr groß war, lagen dahinter vermutlich viele Zimmer. Diese wurden aber offenbar nicht vermietet. Während

der zwei Wochen, die wir hier wohnten, waren wir die einzigen Mieter im Haus.

Unsere beiden Schlafzimmer waren so groß wie normale Wohnzimmer. Die alten Möbel schienen direkt aus einem Antiquitätengeschäft zu kommen. Dunkle Hölzer, roter Samt und Stoffe mit düsteren, grünlichen Blumenmustern dominierten. In jedem Zimmer standen drei Betten, ebenfalls sehr alt, aber beim Probeliegen fand ich meines erstaunlich bequem. Ich hätte gern die Augen geschlossen und wäre auf der Stelle eingeschlafen, aber die Kinder waren aus ihrem Schlummer erwacht und hungrig. Wir schleppten unsere Siebensachen nach oben und stellten gleichzeitig Brei auf den Zweiplattenherd in der eiskalten Küche in der Glasveranda. Nach einer chaotischen Stunde lagen die Kinder schließlich im Bett. Erschöpft ließen wir uns auf die wackligen Stühle am Campingtisch sinken, um ein Bier zu trinken und eine Kleinigkeit zu essen, ehe wir selbst in die Falle gingen.

Als wir gegessen hatten, sah ich, wie müde meine Schwester war. Sie stillte noch die kleine Sara. Olof und Lasse hatten den ganzen Tag am Steuer gesessen und konnten ebenfalls kaum noch die Augen offen halten.

»Legt euch hin, den Abwasch besorge ich. Sonst gibt es morgen kein Geschirr zum Frühstück«, meinte ich.

Niemand widersprach, und die anderen drei stiegen ins Obergeschoss. Ich hörte auf der Toilette das Wasser rauschen. Im Übrigen leistete mir nur das Brummen des Kühlschranks Gesellschaft, während ich Wasser zum Spülen warm machte. Vor den Sprossenfenstern war in dieser regnerischen Nacht das Dunkel undurchdringlich. Summend begann ich zu spülen. Plötzlich merkte ich, dass jemand dicht hinter mir stand. Ich schwöre, ich spürte, dass mir jemand leicht seinen Atem in den Nacken blies. Zuerst glaubte ich, mein Mann habe sich wieder nach unten geschlichen und wolle mich auf den Hals küssen,

und machte deswegen einen kleinen Schritt zurück. Wobei ich fast das Gleichgewicht verloren hätte, denn dort war keine muskulöse Brust zum Anlehnen. Die Glasveranda war leer.

Mir standen die Haare zu Berge, und mein Herz pochte. Trotzdem gelang es mir, fertig zu spülen. Rasch eilte ich die Treppe hinauf und verschwand auf der Toilette. Dort erwartete mich der nächste Schock. Das entsetzte Gesicht, das mich aus dem gesprungenen Spiegel anblickte, konnte unmöglich mir gehören.

In unserem Zimmer angelangt, erzählte ich Olof von meinem Erlebnis. Er seufzte und murmelte etwas wie: »... müde nach der Reise und überspannt wie immer.«

Dann begann er zu schnarchen und zu schnaufen. Ich lag noch eine Weile wach und starrte in die Dunkelheit, aber schließlich übermächtigte mich die Müdigkeit, und ich fiel in einen bleiernen Schlaf.

Am folgenden Tag drang die Sonne durch schwere Regenwolken, aber warm war es trotzdem nicht. Die Väter gingen mit Cecilia und Karin an den Strand. Die Mädchen trugen Regenhosen wegen der Nässe und gegen den Wind. Beide hatten neue Eimerchen, Schaufeln und Sandförmchen bekommen. Diese mussten natürlich eingeweiht werden, und was eignete sich da besser als feuchter Sand? Sie fanden das Wetter super.

Als ich das Mittagessen kochte, sagte Marie plötzlich: »Also... ich frage mich, ob du... auch was gespürt hast?«

Ich erstarrte. Durch die alten, verzerrenden Fenster der Veranda sah ich die Mädchen und unsere Männer wohlbehalten, aber nass und hungrig zurückkommen.

»In so einem alten Haus... vibriert immer mal was«, erwiderte ich hastig.

Marie nickte. Da riss Cecilia auch schon die quietschende Verandatür auf und kreischte, sie wolle »Getti und rote Soß!«

Da sie nur Spaghetti mit Hackfleischsauce aß, stand das auch auf dem Herd.

In dieser Nacht erwachte ich kurz nach Mitternacht. Jemand ging in der Diele auf und ab. Sicher Marie oder Lasse, die mit der kleinen Sara unterwegs sind, dachte ich. Man hörte jedoch kein Schreien. Vielleicht war sie gerade wieder eingeschlafen. Seltsamerweise hörten die Schritte nicht auf. Als ich das letzte Mal auf die Uhr schaute, war es ein Uhr zwölf.

»Habt ihr Sara irgendwann dazu gebracht, wieder einzuschlafen?«, fragte ich Marie am nächsten Morgen.

Wir saßen in der Glasveranda beim Frühstück. Vereinzelt Sonnenstrahlen fielen durch die Fenster. Zumindest regnete es nicht.

»Sara?«

Marie sah mich fragend an.

»Oder seid ihr mit Karin auf gewesen? Es wird doch nicht einer von euch mitten in der Nacht allein auf und ab gelaufen sein?«, meinte ich erstaunt.

»Von uns war niemand auf. Jemand von euch muss mitten in der Nacht in der Diele herumgetigert sein. Ich habe gut und gerne zwei Stunden lang Schritte gehört!«, rief Marie.

»Was redet ihr da für einen Unsinn? Ich habe keine Schritte gehört«, mischte Olof sich ein.

»Ich auch nicht«, pflichtete ihm Lasse bei.

»Dass du nichts gehört hast, verstehe ich sehr gut! Du hast geschnarcht wie ein Weltmeister!«, sagte meine Schwester säuerlich zu ihrem Mann.

»Bei mir war es genauso«, meinte ich.

Alle vier schauten wir uns an. Olof und Lasse verdrehten vielsagend die Augen. Aber Marie und ich wussten, wie wir dran waren. Beide hatten wir die Schritte gehört und waren hellwach gewesen. Keiner von uns hatte sich mitten in der Nacht in der Diele aufgehalten.

Am Nachmittag unternahmen Marie und ich einen Spaziergang mit dem Kinderwagen. Sara lag in einem äußerst bequemen Emmaljunga.

»Wieso wolltest du wissen, ob ich auch was gespürt habe?«, fragte ich.

Marie ging eine Weile schweigend neben mir her und sagte dann: »Als wir uns am ersten Abend hinlegen wollten, geschah etwas wahnsinnig Merkwürdiges. Ich war todmüde und ließ mich aufs Bett fallen. Aber nach ein paar Minuten wurde ich unruhig und bekam auf einmal keine Luft mehr. Es wurde immer schlimmer, und nach einer Weile musste ich aufstehen. Das Unwohlsein verging sofort. Schließlich wünschte ich mir nichts sehnlicher, als zu schlafen, deshalb legte ich mich wieder hin. Fast sofort stellte sich wieder das Gefühl ein zu ersticken. Ich musste wieder aufstehen.«

»Seltsam! Was hast du dann gemacht?«

»Ich weckte Lasse, und es gelang mir, ihn zu überreden, mit mir das Bett zu tauschen. Er hielt mich vermutlich für nicht ganz bei Trost, aber er war zu müde, um zu widersprechen.«

»Merkte er was?«

»Nein. Ich habe ihn am nächsten Morgen danach gefragt. Er hatte überhaupt nichts gemerkt.«

Eine Weile gingen wir schweigend weiter. Dann erzählte ich Marie, was ich beim Spülen erlebt hatte. Sie schauderte.

»Gruselig! Und dann diese Schritte, die wir beide gehört haben... Glaubst du, dass es unser Vermieter war? Ich finde den Alten ziemlich unheimlich«, sagte sie.

»Warum sollte er versuchen, uns zu erschrecken? Als Vermieter will er doch, dass wir wiederkommen!«

»Klar. Aber vielleicht ist er ja verrückt?«

Marie hatte vermutlich Recht. Ich war mir aber ganz sicher, dass mir der Alte nicht hinterhergeschlichen sein konnte, als ich abgespült hatte. Blitzschnell hatte ich mich umgedreht. Hinter mir war es erschreckend leer gewesen.

An diesem Abend schleppten Marie und ich einen schweren Sessel in die Diele. Mit der Lehne schoben wir ihn gegen die verschlossene Tür. Da sich die Tür nach außen öffnete, würden wir hören, wenn der Sessel verschoben würde. Marie riss sich ein Haar aus. Mit Hilfe von Kaugummi befestigte sie es dann an Tür und Türrahmen.

»Daran sehen wir, ob jemand die Tür geöffnet hat«, sagte sie zufrieden.

In der Nacht erwachten wir beide von Schritten, hörten jedoch nicht, dass jemand den Sessel verrückte. Wie in der Nacht zuvor bewegten sich die Schritte auf und ab, auf und ab, auf und ab...

Am Morgen war der Himmel strahlend blau, und die Sonne schien. Ich kontrollierte den Sessel und das festgeklebte Haar. Beides war unberührt.

»Er muss über die Treppe gekommen sein«, hörte ich Maries Stimme hinter mir.

Ich drehte mich zu ihr um und schüttelte den Kopf.

»Nein. Diese alte Treppe knarrt dermaßen, dass Tote davon erwachen.«

Marie erblasste, und ich bereute meine Worte sofort. Um sie auf andere Gedanken zu bringen, fuhr ich rasch fort: »Vielleicht sollten wir auf der Treppe ebenfalls eine Falle aufstellen? Nur für den Fall der Fälle.«

Wir kauften Nähfaden und eine Schachtel Reißzwecken. Am Abend, als unsere Kinder und Ehemänner zu Bett gegangen waren, spannten Marie und ich über die Treppenstufen Fäden in einigen Zentimetern Abstand. Wir befestigten sie lose mit Reißnägeln.

»Wer jetzt die Treppe raufgeht, reißt die Fäden ab«, sagte ich. Zufrieden mit unserem Werk gingen wir zu Bett.

Mitten in der Nacht wurden wir wieder von Schritten auf der Diele geweckt. Die Fäden befanden sich am anderen Tag natürlich noch in demselben Zustand wie am Abend zuvor. Rasch räumten wir sie beiseite, ehe eifrige Kinder und unausgeschlafene Fünfundvierzigjährige die Treppe hinunterpolterten. Der Morgen war genau so, wie es der Wetterbericht am Vortag in Aussicht gestellt hatte: grau und regnerisch. Klar ist es prima, wenn die Prognosen ausnahmsweise zutreffen, aber gerade an diesem Morgen hätten sie gerne danebenliegen dürfen, denn wir hatten einen Tagesausflug nach Visby geplant.

Während wir quer über die Insel fuhren, klarte es von Westen her auf. Kurz vor Roma hörte auch der Nieselregen auf. Als wir Visby erreichten, schaute ab und zu die Sonne zwischen den Wolken hervor. Der Ausflug war ein voller Erfolg, wir kauften ein, aßen zu Mittag und besuchten das große Museum in Visby, Gotlands Fornsalar. Cecilia und Karin fanden

Letzteres allerdings langweilig. Eindruck machte auf sie nur ein Halsring aus massivem Gold.

»Haben!«, kreischte Karin, dass es in allen Sälen widerhallte.

Als Ersatz stellten wir ihr den größten Bananensplit in Aussicht, der sich in Visby auftreiben ließ. Nach reiflicher Überlegung nahm meine Nichte das Angebot an. Wir aßen das Eis in einer Kirchenruine, in der ein Gartencafé lag.

Auf dem Heimweg machten wir einen Abstecher zur Villa Kunterbunt und verbrachten einige Stunden im Pippi-Langstrumpf-Land.

Für die Mädchen war der Tag lang und erlebnisreich. Karin war mit ihren Kräften am Ende und weinte vor Müdigkeit. Noch bevor wir bei den Autos waren, war sie auf Lasses Arm eingeschlafen.

Der Nieselregen hatte auf uns gewartet und setzte einige Kilometer vor Ljugarn erneut ein. Als wir auf den Gasthof zufuhren, goss es in Strömen. Es war kurz nach elf und richtig dunkel, obwohl es Mitte Juli war. Olof und Lasse trugen die schlafenden Mädchen ins Haus. Marie und ich begannen, Tüten und Zeug aus den Autos zu laden. Plötzlich packte mich Marie am Arm.

»Schau mal!«, zischte sie und streckte die Hand aus.

Ich schaute über die Schulter.

Gegen die Sprossenfenster zeichnete sich die schwarze Silhouette einer Frau ab. Sie stand vollkommen unbeweglich da und hatte uns den Rücken zugewandt. Dann drehte sie sich langsam um und sah uns direkt an. Auf einmal war sie verschwunden.

Marie und mir hatte es erst einmal die Sprache verschlagen.

»Meine Güte! Sie hat sich einfach in Luft aufgelöst!«, rief ich schließlich.

»Genau. Wir haben es beide gesehen. Glaubst du, dass uns das jemand glauben wird?«

Ich sah schon vor mir, wie unsere besseren Hälften ungläubig die Augen verdrehen würden. Ich spürte mehr, als dass ich es sah, wie Marie in der Dunkelheit den Kopf schüttelte.

»Wer ist sie?«, flüsterte Marie.

Erst wusste ich nicht so recht, ob ich es wagen sollte, meine Gedanken in Worte zu kleiden.

»Wir haben sie nachts herumgehen hören und gespürt, dass sie da ist, ohne sie sehen zu können.«

»Du meinst... ein Gespenst«, stellte Marie fest, und ihre Stimme zitterte leicht.

Von unseren Ferien auf Gotland waren nur noch zwei Tage übrig. Olof und ich machten einen Spaziergang durch Ljugarn. Der Abend war wunderbar, und wir hatten das Gefühl, in Südeuropa zu sein und nicht in Schweden. Der würzige Duft von Blumen lag in der Luft und vermischte sich mit dem Geruch, den die Grills in den Gärten verströmten.

Wir kamen an einem entzückenden alten Haus vorüber. Obwohl es frisch hellblau gestrichen war, sah man deutlich, dass es dringend gründlich renoviert werden musste.

Die Dachtraufe befand sich in Olofs Augenhöhe, und die kleinen Fenster aus mundgeblasenem Glas lagen sehr niedrig. Selbst ich musste den Kopf einziehen, als wir das Haus betraten. Das große Schild »Willkommen auf der Vernissage« hatte uns angelockt. Recht viele Leute gingen in den kleinen Zimmern hin und her. Spotlights strahlten die schönen Gemälde von der Decke an. Sie waren wirklich außergewöhnlich schön! Es handelte sich überwiegend um Motive von Ljugarn, einige waren aber auch von der Insel Fårö. Die Farben waren herrlich, und die Gemälde berührten mich.

»Wer hat die gemalt?«, rief ich und deutete mit der Hand auf sie.

Unabsichtlich stieß ich dabei gegen ein Glas, das eine alte Dame in der Hand hielt.

»Oh, entschuldigen Sie!«, sagte ich verlegen.

»Ich bitte Sie! Keine Ursache. Ich habe die Bilder gemalt.«

Erstaunt betrachtete ich sie. Sie war klein und klapperdürri und trug ein schwarzes Kleid, das bis zum Boden reichte und ihr viel zu groß zu sein schien. Auf dem Kopf hatte sie eine alte, verschossene rote Baskenmütze.

»Bitte?«, sagte ich dumm.

»Ich habe die Gemälde gemalt«, wiederholte die kleine Dame geduldig.

»Ach!«, lautete meine intelligente Antwort.

Olof rettete mich aus meiner Verlegenheit. Resolut begann er, mit der Künstlerin über ihre Bilder zu sprechen. Bereitwillig und enthusiastisch sagte sie etwas zu jedem Gemälde. Besonders eines hatte es Olof und mir angetan. Es zeigte eine junge Frau, die weißen Flieder pflückte. Die Sonne schien auf ihr funkelndes rotblondes Haar und ihr hübsches Profil. Im Hintergrund waren die blauen Wellen der Ostsee auszumachen. Vorsichtig erkundigte ich mich, was das Gemälde kostete. Energisch stellte die alte Dame daraufhin ihr Weinglas ab und sah Olof und mir tief in die Augen. Lange. Ehe sie uns damit in Verlegenheit brachte, antwortete sie jedoch: »Fünfhundert.«

Sogar wir wussten, dass das unglaublich billig war, und entschlossen uns, das Gemälde als Andenken an unsere Gotlandferien zu kaufen.

Die Künstlerin hieß Gunhild Berg. Ehe sie das Gemälde in Wellpappe einschlug, stand sie lange da. Schließlich sagte sie ernst: »Dieses Gemälde wollte ich bisher nicht verkaufen. Bis jetzt nicht. Ich bin fünfundachtzig Jahre alt und habe keine Erben. Deswegen habe ich mich entschlossen, meinem Gemälde ein neues Zuhause zu geben. Sie beide gefallen mir.

Es ist richtig, dass Sie dieses Gemälde bekommen. Wenn ich gefunden hätte, dass Sie ungeeignet sind, hätte ich gesagt, das Gemälde sei bereits verkauft.«

Sie lächelte uns an, und ihre kleinen hellblauen Augen funkelten verschmitzt.

Feierlich hielt sie das Gemälde vor sich in die Luft. Sie lächelte es an und sagte laut: »Lebe wohl, Anna-Bell.«

Da konnte ich nicht länger an mich halten: »Wer ist die Frau auf dem Bild?«

»Meine Cousine Anna-Bell. Sie war die letzte Erbin des Wirtshauses.«

»Des Wirtshauses! Da wohnen wir ja! Ich meine, wir haben uns dort eingemietet«, erwiderte ich eifrig.

Gunhild sah uns nachdenklich an. Umständlich packte sie das Gemälde ein. Währenddessen erzählte sie von Anna-Bell.

»Meine Mutter war die Schwester von Anna-Bells Vater. Ihre Vorfahren hatten hier in Ljugarn seit dem 18. Jahrhundert ein Wirtshaus betrieben. Mein Vater war Stockholmer und viel älter als meine Mutter, außerdem recht vermögend. Sie kauften diese Kate und benutzten sie als Sommerhaus. Jeden Sommer verbrachten wir die Ferien in Ljugarn. Ich habe noch ein kleineres Haus in Strandnähe, in dem ich im Sommer wohne. Dieses Haus ist seit den sechziger Jahren Galerie.«

Sie verstummte und nahm einen Schluck aus ihrem Weinglas.

»Wir kamen jeden Sommer, nicht zuletzt wegen Anna-Bell. Meine Cousine und ich waren gleich alt. Wir hatten beide keine anderen Geschwister, und deswegen waren wir so etwas wie Schwestern. Im Winter schrieben wir uns lange Briefe, und im Sommer waren wir unzertrennlich. Als wir älter waren, durften wir Anna-Bells Eltern im Wirtshaus helfen. Es war klar, dass Anna-Bell den Gasthof einmal übernehmen würde, obwohl sie ein Mädchen war. Ich bekam es nicht in meinen Kopf, warum sie sich hier in Ljugarn an dieses Haus ketten

ließ, aber sie wollte es nicht anders. Das Wirtshaus weiter zu betreiben war ihr einziger Wunsch und Ehrgeiz. Natürlich hätten es ihre Eltern gern gesehen, wenn sie geheiratet und Kinder bekommen hätte.

Schließlich musste es eine neue Generation geben, die das Erbe Anna-Bells antreten konnte.«

Das Letzte sagte sie mit einer gewissen Bitterkeit.

»In der Liebe hatte Anna-Bell kein Glück, obwohl sie fröhlich und hübsch war. Ihr erster Mann ließ sie für eine reiche Großhändlerstochter sitzen. Deswegen war sie auch schon achtundzwanzig, als sie Hjalmar Nilsson begegnete. Er war Kapitän und unglaublich gut aussehend. Am Silvesterabend verlobten sie sich. Sie wollten an Mittsommer heiraten. Aber so kam es nicht.«

Gunhilds Stimme klang jetzt nicht mehr bitter, sondern eher traurig.

»Kurz vor Ostern wurde Anna-Bell richtig krank. Niemand wusste, was ihr fehlte. Schließlich stellte ein Arzt in Visby fest, dass sie Krebs hatte. In ihren letzten Tagen hatte sie fürchterliche Schmerzen. Sie starb am Mittsommerabend, an ihrem vorgesehenen Hochzeitstag. Das Gemälde entstand Anfang Juni. Natürlich sah sie da schon nicht mehr so aus wie auf dem Bild. Aber ich wollte mich so an sie erinnern, wie sie ausgesehen hatte, als sie noch gesund gewesen war. Anna-Bell liebte das Gemälde, und es hing über ihrem Bett, als sie starb. Ich habe es... anschließend zurückgenommen.«

Sie verstummte und schluckte deutlich hörbar. Ungeschickt riss sie den letzten Klebestreifen für das Paket ab. Dann reichte sie es mir mit zitternden Händen.

»Geben Sie Anna-Bell ein gutes Zuhause. Das Gemälde ist das letzte Andenken an sie, das ich besitze.«

Ich erwachte davon, dass jemand meine Schulter berührte. Als ich die Augen aufschlug, sah ich die Umrisse einer Gestalt

an meinem Bett. Bald erkannte ich jedoch die Frau vom Porträt wieder. Anna-Bell. Doch ich hatte keine Angst. Es war fast so, als hätte ich erwartet, sie zu treffen. Sie setzte sich auf meine Bettkante und begann zu sprechen: »Ich wollte euch nicht erschrecken, aber ich hatte solche Schmerzen. Jede Nacht ging ich in der Diele auf und ab. Die Schmerzen hielten mich wach. Und die Gedanken. An meinen Verlobten... und an meine armen Eltern. Sie mussten das Wirtshaus verkaufen. Nichts kam so wie gedacht.«

Endlich gehorchte mir meine Zunge wieder, und ich murmelte: »Aber es war doch nicht deine Schuld, dass du krank wurdest und... starbst.«

Aber meine Worte verklangen in der Dunkelheit. Sie war nicht mehr da.

Im Frühjahr darauf sah ich in der Zeitung, dass Gunhild Berg verstorben war. Offenbar war sie sehr bekannt, was uns nicht klar gewesen war. Schließlich hatten wir das Gemälde spottbillig bekommen. Auf dem Foto blinzelte sie den Fotografen unter ihrer roten Baskenmütze schelmisch an. Genauso erinnerte ich mich an sie von dem einen Abend, an dem wir sie getroffen hatten.

Über dem Sofa im Wohnzimmer hängt das Porträt von Anna-Bell. Alle, die das Zimmer betreten, halten inne, wenn sie das Gemälde entdecken, und sagen ein paar Worte dazu.

»Ein wirklich schönes Bild!«

»Wer ist das?«

»Wer hat das gemalt?« Ich sage dann immer, dass Gunhild Berg von der Insel Gotland es gemalt hat, genauer gesagt aus Ljugarn.

Es sind jedoch nur sehr wenige, denen ich die ganze Geschichte von Anna-Bell erzähle.

Brennender Hass

In den siebziger Jahren war es schick, mit dem Auto in Schottland Urlaub zu machen. Dem allgemeinen Trend folgend beschlossen wir, unsere Hochzeitsreise in die nördlichen Teile Großbritanniens, statt an einen sonnigen Strand am Mittelmeer zu machen.

Vier Tage nach der Hochzeit am zweiten August (ein Datum, das sich mein Mann bislang nie hat merken können) gingen wir in Hull an Land. Wir begaben uns auf direktem Weg zur Mietwagenfirma, um unseren Wagen abzuholen, den wir über unser Reisebüro in Göteborg vorbestellt hatten. Ich erinnere mich nicht an die Marke, aber es handelte sich um ein kleines, schwarzes englisches Auto. Nachdem es uns endlich gelungen war, unser Gepäck darin zu verstauen, wedelte Peter mit der Landkarte und sagte begeistert: »Liebling! Wir halten uns an die Nebenstraßen. Jetzt lernen wir das richtige Schottland kennen!«

Ich wäre gern auf direktem Weg nach Edinburgh gefahren. Ich bin mehr für Städte. Mir war jedoch klar, dass Peter Recht hatte. Aus unserem Reiseführer wussten wir, dass die Sehenswürdigkeiten nicht direkt an den großen Straßen lagen. Man musste Umwege machen, um die Castles und andere Touristenattraktionen zu erleben.

Es wurde eine schöne Reise, und wir besichtigten eine Menge schöner Orte und wunderbarer Bauwerke. Auch mit dem Wetter hatten wir Glück. Nur hie und da gab es mal einen Schauer.

In der letzten Woche verbrachten wir zwei Tage in Edinburgh. Wir mieteten ein bezauberndes Zimmer bei einer

älteren Dame, die am Stadtrand in einem kleinen Häuschen wohnte.

Am Nachmittag fahren wir mit dem Auto ins Zentrum, um uns ein großartiges Tattoo, eine Parade mit Musik, auf dem Castle anzusehen. Die Soldaten marschierten in ihren karierten Kilts und spielten Dudelsack. Große schwarze Pferde mit goldbeschlagenem Zaumzeug trugen die donnernden Pauken, die die Musik besonders eindrücklich machten.

Abends saß Peter über eine Landkarte gebeugt, die er auf seinen Knien ausgebreitet hatte.

»Schau mal, Liebes! Wir fahren genau nach Süden, nach Peni... Penicuik, oder wie man das auch immer aussprechen mag, und setzen unsere Reise von dort aus nach Rosslyn Castle und Rosslyn Church fort. Das Castle ist zwar nur eine Ruine, aber die Kirche ist berühmt. Es gibt eine Menge Skulpturen aus dem 15. Jahrhundert, und zehn Generationen des Adelsgeschlechts St. Clair liegen in Ritterrüstung in der Kirche begraben!«

Peter strahlte vor Begeisterung. Habe ich bereits erwähnt, dass er Geschichtslehrer ist? Als wir uns kennen lernten, hatte er gerade seine erste Stelle am Gymnasium unserer Stadt angetreten. Aber das ist eine andere Geschichte...

Ich unterdrückte einen Seufzer. Einfach der Küstenstraße nach North Berwick zu folgen, hätte mir sehr viel mehr zugesagt, als mich auf holprigen Nebenstraßen durchschütteln zu lassen. Aber Peter war schon wieder in die Karte vertieft, und ich sah ein, dass ich um die Nebenstraßen nicht herumkommen würde.

Als wir Rosslyn Church verließen, hatte es begonnen zu stürmen. Dunkle Wolken trieben rasch von den Pentland Hills

heran. Als wir uns in den Wagen setzten, klatschten bereits die ersten Regentropfen auf die Windschutzscheibe.

»Nur ein Schauer, Liebes! Wir folgen der geplanten Route«, meinte Peter fröhlich.

Wir fuhren Richtung Osten, Gifford, einem Ort auf der Karte, entgegen. Laut Peter ging es von dort dann in nördlicher Richtung geradewegs nach North Berwick.

Aber irgendwo auf dem Weg verfahren wir uns. Das war nicht weiter verwunderlich, denn die Sicht war fast gleich null. Es goss in Strömen, und die kleinen Wege verwandelten sich rasch in eine morastige Brühe.

Als wir ein Pub entdeckten, waren wir deshalb überglücklich. Das Haus war klein und das Schild so alt, dass der Name nicht mehr zu entziffern war. Wir waren die einzigen Gäste. Es war leicht zu verstehen, warum. Das Lokal war heruntergekommen, und es roch nach kaltem Zigarettenrauch, Frittiertem und Schmutz. Der Mann hinter der Theke passte dazu. Er starrte uns unfreundlich an und sagte: »Was wollen Sie denn hier?«

So schnell wie möglich weg, hätte ich fast geantwortet, konnte mich aber gerade noch beherrschen. Wir hatten wahnsinnigen Hunger, und eine Toilette war auch dringend vonnöten. Außerdem mussten wir uns natürlich nach dem Weg erkundigen. Mein höflicher Mann klärte den Wirt freundlich über unser Dilemma auf.

»Das Klo ist draußen. Die linke Tür. Das Einzige, was ich Ihnen anbieten kann, ist Käsebrot.«

Dann nickte er zur Seite und fuhr fort: »Nehmen Sie einfach den linken Weg bis zur Kreuzung. Dann Richtung Haddington. Von dort geht es immer geradeaus nach Aberlady. Dort landen Sie dann wieder auf der Hauptstraße nach North Berwick.«

Peter sah sich das auf der Karte an und nickte zustimmend. Auf der Karte war es kein Problem, der richtigen Route zu folgen.

Wir tranken unseren lauwarmen Tee, der die Farbe von Morast hatte, und verschlangen die trockenen Käsebröte. Nachdem wir die schmutzige Toilette hinter uns gebracht hatten, sahen wir zu, dass wir den ekelhaften Pub und seinen Wirt schnellstmöglich hinter uns ließen. Ich kann mich nicht entsinnen, dass ich irgendwo ein Schild mit dem Namen des kleinen Dorfes gesehen hätte. Andererseits sah ich auch keine Häuser in der Nähe des Pubs. Vielleicht handelte es sich gar nicht um ein Dorf.

Vielleicht hatte jemand das Schild, das nach Haddington wies, gestohlen oder es umgefahren. Wie auch immer, wir fanden nie irgendein Straßenschild, auf dem Haddington gestanden hätte. Wir sahen überhaupt keine Schilder. Es war stockdunkel und regnete immer noch in Strömen. Wir kurvten stundenlang herum, ohne im Geringsten zu wissen, wo wir uns befanden. Ab und zu sahen wir Licht in den Fenstern der Höfe, an denen wir vorüberkamen. Ich wollte auf eines der Lichter zufahren, um dort anzuklopfen und nach dem Weg zu fragen.

»Nicht nötig. Nach Haddington kann es nicht mehr weit sein!«, erwiderte Peter fröhlich.

Die letzte Stunde sahen wir überhaupt keine Lichter mehr. Die Bewohner der Bauernhöfe waren zu Bett gegangen. Plötzlich tauchte in den Scheinwerferkegeln ein Schild auf. »Gullane« stand darauf. Wir griffen zur Karte und leuchteten mit der Taschenlampe darauf.

»Aber Gullane liegt ja an der Küste! Gar nicht weit von North Berwick entfernt!«, rief Peter.

»Wie konnten wir Haddington nur verfehlen?«, fragte ich sauer.

Peter tat so, als hätte er es nicht gehört. Da ich schon einmal dabei war, fuhr ich fort: »Und wieso steht auf dem Schild nicht, wie weit es nach Gullane ist?«

»Aber Kleines, die Schilder hier sehen doch alle so aus!«

Ich war mir nicht sicher, ob er damit Recht hatte, wollte aber nicht noch mehr nörgeln. Schweigend rumpelten wir auf dem Weg weiter, der laut Schild nach Gullane führte.

Von Gullane sahen wir nicht die Spur. Der Weg wurde immer kurviger und schmaler. Im Schritttempo fuhr Peter mit dem kleinen Auto durch den Morast, in den sich der Weg verwandelt hatte.

»Ist dir aufgefallen, dass der Wald aufgehört hat?«, sagte er plötzlich.

Ich war eingnickt und schreckte auf. Erstaunt schaute ich mich um. Draußen war es vollkommen finster. Peter hatte Recht. Im Licht der Scheinwerfer waren keine Büsche oder Bäume mehr zu sehen.

»Wir scheinen uns auf einer Heide zu befinden«, meinte ich.

Peter antwortete nicht, sondern hielt an.

»Wieso bleibst du stehen?«, fragte ich genervt.

»Der Weg ist zu Ende.«

Vor der Kühlerhaube des Wagens türmten sich einige große Felsbrocken auf. Mit Mühe zwängte sich Peter in dem engen Wagen in seine Regenjacke. Er drückte die Fahrertür auf und wagte sich in den Platzregen. Im Scheinwerferlicht sah ich, wie er die Felsblöcke hochkletterte. Das war nicht ganz leicht. Schließlich stand er oben eine Weile lang vollkommen reglos und rutschte dann wieder nach unten. Schwer atmend warf er sich ins Auto.

»Hast du was gesehen? Hast du eine Ahnung, wo wir sein könnten?«, fragte ich hoffnungsvoll.

In der Dunkelheit drehte sich Peter zu mir um und sagte: »Du wirst es mir nicht glauben, aber auf der anderen Seite der Steine geht es senkrecht ins Meer hinunter. Sicher zwanzig oder dreißig Meter.«

»Sind wir am Meer?«

»Ja. Ich konnte kein Licht von irgendeiner Stadt ausmachen, aber ein Stück Richtung Norden habe ich einen schwachen Lichtschein gesehen«, meinte Peter.

»Gott sei Dank! Wie kommen wir da hin?«

»Wir müssen wohl zurückfahren und dann eine Abzweigung suchen.«

Es gelang Peter zu wenden. Dann fuhren wir im Schneckentempo den Weg zurück, den wir gekommen waren. Nach etwa hundert Metern meinte Peter: »Rechts von dem hohen Stein zweigt ein schmaler Weg ab. Das Ding sieht aus wie ein Runenstein.«

Ohne einen Kommentar meinerseits abzuwarten, bog er bei dem hohen Stein ab. Ich sah keinen Weg, aber Hauptsache war schließlich, dass Peter ihn sehen konnte.

Nachdem wir eine Weile vor uns hin gezuckelt waren, entdeckten wir plötzlich vor uns ein schwaches Licht. Fast hätten wir jubelt. Wir hatten das Gefühl, die Rettung sei nahe. Mit neu erwachter Hoffnung fuhren wir auf das Licht zu.

Als wir näher kamen, sahen wir, dass es sich um eine Kerze handelte, die in einem Fenster stand. Der Rest des Hauses lag im Dunkeln. Peter begann erneut zu lachen.

»Aber natürlich! Deswegen ist es so dunkel! Stromausfall! Das Unwetter hat einen größeren Stromausfall verursacht!«

Das klang plausibel. Es erklärte auch, warum wir an allen Häusern und Dörfern vorbeigefahren waren.

Wir fuhren zwischen zwei Torpfosten aus Stein hindurch. Ein Tor war nirgends zu sehen. Jetzt bemerkten wir auch, dass das Haus sehr groß war. Wie groß, ließ sich nur erahnen, da es

Nacht war und der Regen alle Konturen verwischte. Das Auto stellten wir ein paar Meter vor dem Haus ab. Müde warf ich einen Blick auf die Uhr des Armaturenbretts. Es war eine Viertelstunde nach Mitternacht. Wir stiegen aus und reckten unsere steifen Glieder. Vollkommene Dunkelheit umhüllte uns, und das Unwetter zerrte an unseren Kleidern.

Die kleine Kerze brannte unverdrossen im Fenster.

Quietschend ging die Haustür auf. In der Türöffnung sah ich die Umrisse einer Frau. Sie war nur undeutlich zu erkennen, da die einzige Lichtquelle im Haus die Kerze im Fenster zu sein schien.

Peter eilte auf die Frau zu und rief: »Entschuldigen Sie die Störung mitten in der Nacht, aber wir haben uns verfahren. Können wir vielleicht hier übernachten?«

Ich hatte den Eindruck, sie würde nicken. Jedenfalls tat sie einen Schritt beiseite, um uns einzulassen. Als wir über die Schwelle traten, war sie bereits auf dem Weg ins Obergeschoss.

»Sie will wohl, dass wir ihr folgen«, flüsterte ich.

Das Alter der Frau war schwer zu bestimmen, aber auf mich wirkte sie recht groß und mager. Ihr dicker Zopf reichte fast bis zur Taille. Das Haar wirkte bereits ergraut, aber es war schwer, bei dem schlechten Licht überhaupt irgendwelche Farben zu erkennen. Sie trug eine Strickjacke über einem langen Hemd, vermutlich ihrem Nachthemd.

Im Obergeschoss brannte überhaupt kein Licht. Die Frau stand in einer offenen Tür, und da sich hinter ihr ein Fenster befand, sahen wir wieder nur ihre Silhouette. Damals dachte ich nicht weiter darüber nach, weil ich so müde war, aber als wir einige Sekunden zuvor über die Schwelle des Hauses getreten waren, hatte draußen immer noch das Unwetter getobt.

Hier drinnen schien jedoch der Vollmond durchs Fenster.

Das kalte Licht fiel auf ein breites Bett mit bestickten Laken. Wir gingen darauf zu, und ich strich mit der Hand über die kunstvollen Stickereien. Da es so hell im Zimmer war, konnte ich deutlich die Initialen A.D. erkennen. Sie waren von hübschen Blumen, Weiß auf Weiß, umgeben. Ein einfacher Küchenstuhl war das einzige weitere Möbelstück in diesem Zimmer.

Lautlos wurde die Tür geschlossen, und wir waren allein.

»Sie war nicht gerade gesprächig. Hier ist es natürlich sehr einsam. Vermutlich wohnt sie allein und trifft kaum eine Menschenseele. Wahrscheinlich eine richtige Eigenbrötlerin. Aber das Bett sieht bequem aus. Wir sollten uns hinlegen«, sagte Peter.

Plötzlich war ich so müde, dass ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Wortlos zogen wir unsere Jeans und die Wollpullover aus und legten sie auf das Fußende des Bettes. Peter hängte seinen nassen Anorak über die Stuhllehne. T-Shirts und Unterwäsche behielten wir an, denn im Zimmer war es kalt. Schlotternd krochen wir unter die schweren Steppdecken. Die Laken waren rau und klamm. Ich erinnere mich, dass sie keinerlei Duft hatten.

Wovon wir genau geweckt wurden, weiß ich nicht, aber wir erwachten gleichzeitig. Peter setzte sich im Bett auf und schrie: »Auf! Schnell! Es brennt!«

Schlaftrunken rappelte ich mich hoch und zog mir mit Mühe Jeans und Pullover über. Der Mond schien nicht mehr durchs Fenster, aber im Zimmer war es trotzdem nicht vollkommen dunkel. Durch den breiten Spalt unter der Tür war der tanzende Schein eines Feuers zu sehen. Kein Zweifel, es brannte wirklich.

Wir fanden unsere Gummistiefel neben der Tür und zogen sie an. Peter packte meinen Arm und schrie: »Wir reißen die Tür auf und rennen die Treppe hinunter. Das ist unsere einzige Chance. Ich zähle bis drei. Eins... zwei... drei!«

Ohne meinen Arm loszulassen, riss Peter die Tür des Schlafzimmers auf und zog mich zur Treppe. Ich hielt den Atem an, um den dichten Rauch nicht in die Lunge zu bekommen. Das Feuer donnerte um uns herum. Halb blind vom Rauch stolperten wir die Treppenstufen hinunter. Peter tastete sich zur Haustür, ohne meinen Arm loszulassen. Ich war außer mir vor Angst. Peter lockerte seinen Griff um meinen Arm einen Moment, um die schwere Tür aufzubekommen. Als sie sich endlich quietschend und widerwillig öffnen ließ, packte er mich erneut und zog mich in die frische Luft. Mir war ganz weich in den Knien, und er musste mich fast zum Auto tragen. Glücklicherweise hatten wir es nicht abgeschlossen. Peter setzte mich auf den Beifahrersitz und lief dann um das Auto herum zur Fahrerseite. Keuchend ließ er sich hinter das Lenkrad fallen und startete durch. Routiniert brauste er rückwärts zwischen den beiden Torpfosten aus Stein hindurch. Dann hielt er an. Er ließ den Motor laufen. Die Scheinwerfer waren an.

»Schau«, sagte er und deutete auf die Tür.

Ich sah sie auch. In der Türöffnung stand sie als schwarze Silhouette vor den tanzenden Flammen.

»Verdammt! Wir müssen sie retten!«, sagte ich mit rauer Stimme.

»Nein. Die ist nicht mehr zu retten«, erwiderte Peter kurz.

Noch nie hatte ich seine Stimme so kalt und hart gehört. Ich bekam Angst, und der Schock holte mich ein. Tränen liefen mir über die Wangen, aber ich bemerkte trotzdem, dass die Uhr des Armaturenbretts immer noch auf Viertel nach zwölf stand.

Schließlich gelang es uns, am Stadtrand von North Berwick ein Motel zu finden. Der freundliche Nachtportier besorgte belegte Brote und kochte uns eine Kanne Tee. Ehe er uns allein ließ, zog er noch zwei Miniaturflaschen Whisky aus seiner Jackentasche.

»Gießen Sie das in den Tee. Sie sehen so aus, als könnten Sie es gebrauchen«, sagte er und verschwand auf den Korridor.

Wir folgten seinem Vorschlag. Erst nachdem wir die Brote gegessen und den Tee getrunken hatten, fragte ich Peter: »Was hast du eigentlich damit gemeint, dass die Frau nicht mehr zu retten sei?«

Er schwieg lange, bis er antwortete: »Ist dir aufgefallen, dass es gar nicht nach einem Feuer gerochen hat? Und wo war die Hitze?«

Erst war ich vollkommen sprachlos. Dann stammelte ich: »Aber der Rauch... Es brannte doch!«

»Das haben wir gesehen. Aber hast du irgendeinen Brandgeruch wahrgenommen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich habe den Atem angehalten.«

»Hast du irgendeine Wärme von dem Feuer gespürt?«

Als ich nachdachte, musste ich ihm Recht geben.

»Nein. Das Feuer war nicht warm. Und als ich auf die Uhr sah, war überhaupt keine Zeit vergangen. Aber wir waren doch in diesem Haus und haben uns hingelegt und eine Weile geschlafen! Was ist eigentlich passiert?«

»Keine Ahnung. Wir müssen erst mal schlafen und dann versuchen, der Sache auf den Grund zu gehen. Außerdem habe ich meinen Anorak dort vergessen.«

Merkwürdigerweise schliefen wir beide direkt ein. Wahrscheinlich hatten wir das dem Whisky zu verdanken.

Nach dem Frühstück fuhren wir zum Polizeipräsidium im Zentrum der Stadt. Wir meldeten uns am Empfang an, mussten eine Viertelstunde warten und wurden dann in ein enges und sehr verqualmtes Büro geführt. Dort saßen wir eine weitere Viertelstunde, bis ein Polizist in Uniform eintrat. Sein hochrotes Gesicht kontrastierte mit seinem grauen Seehundsschnurrbart und dem weißen Haarkranz, der seine Glatze umgab. Er gab uns die Hand und stellte sich als Inspector McArnold vor. Dann setzte er sich schwer atmend. Sein Bürostuhl knarrte bedrohlich unter seinem Gewicht, hielt aber zu meiner Erleichterung stand.

Ruhig und sachlich erzählte Peter, was wir in der Nacht erlebt hatten. Dann meinte er noch: »Ehrlich gesagt sind wir etwas verwirrt. Die Müdigkeit, der Hunger, die Tatsache, dass wir uns verfahren hatten... alles war so... unwirklich. Aber wir wollten zumindest Bescheid geben, falls wirklich etwas passiert sein sollte.«

Inspector McArnold sah Peter müde an.

»Das ist auch der Fall. Ja, ja, das ist auch wirklich der Fall«, murmelte er.

Mit Mühe erhob er sich.

»Sie können hinter mir herfahren.«

Wir folgten McArnolds Auto die Küste entlang. Noch ehe wir das felsige Ufer erreicht hatten, erkannte ich die flache und karge Landschaft wieder. Wie war es uns in der vergangenen Nacht nur gelungen, uns hierher zu verirren?

Plötzlich bog McArnold von dem schmalen Weg ab.

»Peter! Der Runenstein! Er weiß genau, wo wir hinmüssen«, sagte ich erstaunt.

Peter nickte nur verbissen.

Wir parkten neben dem Polizeiauto und stiegen aus. Es wehte ein starker Wind. Glücklicherweise hatte es aufgehört zu regnen.

Schwerfällig ging McArnold auf die steinernen Torpfosten zu. Er blieb vor ihnen stehen und nickte in Richtung des Hauses. Genauer gesagt in Richtung dessen, was von diesem noch übrig war.

Wie ein anklagender Finger ragte der halb eingestürzte Schornstein in den blaugrauen Himmel. Von den Außenmauern des Hauses waren nur noch wenige Meter übrig. Der Rest lag in Schutt und Asche.

Als wir näher kamen, erkannten wir, dass der Schornstein von Efeu überwachsen war. An einer Stelle, an der einmal eine Hausmauer verlaufen war, wuchsen Heckenrosen. Der Wind trug mir ihren Duft zu.

Hier stand schon seit vielen Jahren eine Ruine.

Ein Stück weiter hinten zwischen den Steinen lag Peters blauer Anorak.

Wir redeten kaum, als wir wieder hinter McArnolds Auto nach North Berwick fuhren. Plötzlich blinkte er nach links und hielt vor einem Pub, das direkt an der Straße lag. Als wir neben ihm eingeparkt hatten und ausgestiegen waren, sagte er: »Es ist vielleicht an der Zeit für einen kleinen Lunch. Wir müssen uns unterhalten.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich um und schlenderte in den Pub. Ich erinnere mich noch, dass er Pig & Liberty hieß.

Es war ein gemütliches, ordentliches altes Gasthaus, das genaue Gegenteil von dem verkommenen Pub vom Vortag. Auf McArnolds Anraten hin bestellten wir jeder eine Pub Platter, eine gemischte Platte, und dazu dunkles schottisches

Bier. Das Bier war mir zu kräftig, aber die verschiedenen Käsesorten, Würste und der kalte Braten waren delikate, ganz zu schweigen von den Pickles mit Tomaten!

Nachdem wir aufgegessen hatten, tupfte sich der Inspector sorgfältig den Mund ab.

»Es war kein Zufall, dass man Sie heute Morgen im Präsidium an mich verwiesen hat. Ich hatte mit dieser Sache nämlich schon einmal zu tun.«

Er hielt inne und trank einen Schluck Bier.

»Aber das ist jetzt fast dreißig Jahre her.«

Peter und ich sagten keinen Ton. Ungeduldig warteten wir darauf, dass er weiter sprechen würde.

»Ein junges Paar mit einem alten Volkswagen bekam plötzlich Schwierigkeiten mit dem Motor. Es war spät, fast Mitternacht. Es gelang ihnen, genau wie Ihnen letzte Nacht, das Haus zu finden. Auch dieses Paar fuhr am nächsten Tag bei Tageslicht noch einmal hin und machte dieselbe Beobachtung wie Sie. Es ist schon sehr lange her, dass das Haus abgebrannt ist.«

Erneut machte er eine Pause und leckte sich nachdenklich etwas Bierschaum vom Schnurrbart.

»Die Kollegen lachten und meinten, die jungen Leute hätten entweder geträumt oder zu viel getrunken. Aber mich interessierte die Sache, und ich stellte eigene Nachforschungen an. Darüber haben sich alle jahrelang lustig gemacht. Bei jedem Betriebsfest fordert mich unweigerlich irgendein Idiot dazu auf, meine Gespenstergeschichte zum Besten zu geben.«

Er verzog das Gesicht und trank sein Glas aus. Anschließend lehnte er sich zurück und faltete die Hände über dem Bauch.

»Ich stieß auf eine überaus traurige Geschichte. Sie trug sich Mitte des 19. Jahrhunderts zu. In dem Haus am Meer wohnte damals Annie Duncan mit ihren betagten Eltern. Sie war das einzige Kind und hatte versprochen, sich um sie zu kümmern.

Es gab ein Gerücht, Annie habe einen Liebsten, aber die Jahre vergingen, ohne dass sie heiratete, und das Gerücht kam zum Verstummen. Als ihre Eltern starben, war Annie schon über dreißig, aber immer noch eine Schönheit. Anfänglich erleichterte sie der Tod ihrer Eltern. Sie soll zu einer Bekannten gesagt haben, nun könne sie endlich heiraten. Aber dann muss irgendetwas passiert sein. Annie wurde schweigsam und verschlossen. Und kein Freier ließ sich je in dem Haus draußen auf den Klippen blicken.«

McArnold verstummte und gab dem Wirt ein Zeichen, noch ein Bier zu bringen.

»Das geht auf uns«, sagte Peter rasch.

Der Polizist bedankte sich mit einem Kopfnicken. Er war ganz in seine Geschichte vertieft.

»Es vergingen fast zehn Jahre. Annie wohnte allein in dem großen Haus. Eines Nachts kam ein fürchterlicher Sturm auf. Unweit von Annies Haus trieb ein beschädigtes Boot auf die Klippen zu. Glücklicherweise hatte ein größeres Boot die Seenot des kleineren bemerkt, und die Besatzung konnte die Leute von dem kleineren Boot retten. Es handelte sich um einen Mann und seine Frau. Der Mastbaum hatte den Kopf des Mannes getroffen. Wahrscheinlich hatte er eine Gehirnerschütterung erlitten. Einige Kilometer östlich von Annies Haus lief das größere Boot einen Hafen an. Der Mann und seine Frau waren nicht in der Verfassung, ihre Reise nach Hause fortzusetzen. Sie mussten sich erst einmal ausruhen. Die Frau erwähnte, dass die Cousine ihres Mannes in der Nähe wohne. Sie war dieser Cousine nie begegnet. Sie hieß Annie Duncan. Man schickte nach Annie. Diese kam zum Hafen und bestätigte, dass der Mann ihr Cousin war. Sie war einverstanden, dass er sich zusammen mit seiner Frau einige Tage bei ihr ausruhte und dann die Heimreise antrat.«

Der Wirt erschien und stellte ein Glas dunkles Bier vor den Inspector. Dieser schloss die Augen und nahm einen großen Schluck. Offenbar schmeckte es, denn er setzte noch einmal an, ehe er fortfuhr: »Der Cousin und seine Frau wurden also zu Annie gefahren. Die Männer von der Seenotrettung legten den Cousin in ein Bett im Obergeschoss. Das war das letzte Mal, dass man ihn und seine Frau lebend sah. Einige Stunden später brannte das Haus ab. Alle drei kamen um.«

Er verstummte und starrte in sein Bierglas. Langsam fuhr er fort: »Sehr viel deutete darauf hin, dass es sich um Brandstiftung handelte und dass Annie das Feuer gelegt hatte. Niemand verstand anfänglich, wieso sie das getan hatte, aber die Mutter des Cousins kannte den Grund. Der Mann, den Annie geliebt hatte, war dieser Cousin gewesen. Er hatte nicht warten wollen, bis Annies Eltern gestorben waren, und hatte einige Jahre vor deren Ableben geheiratet. Annie hatte ihm das nie verziehen. Als sich ihr die Gelegenheit zur Rache bot, ließ sie sich diese nicht entgehen. Ihr Hass war grenzenlos.«

Peter und ich wussten nicht, was wir sagen sollten. Recht lange saßen wir wie versteinert da.

Ein Gespenst! Wir waren einem Gespenst begegnet und waren auch noch Teil des Spuks gewesen! Ich zitterte am ganzen Körper, ohne etwas dagegen unternehmen zu können. McArnold schaute mich an. Er wusste, was mit mir los war. Er beugte sich über den Tisch, und ich konnte seine Bierfahne riechen.

»Das junge Paar vor dreißig Jahren... das waren ich und meine zukünftige Frau.«

Feuergefährliche Weihnacht

Wer mich kennt, hält mich sicher für einen vernünftigen und nüchternen Menschen. Ich arbeite als Forscher und Dozent für Angewandte Physik an der Technischen Hochschule Chalmers und habe für alle Phänomene, die mir bislang begegnet sind, immer nach logischen Erklärungen gesucht. Das meiste lässt sich mit Hilfe moderner Wissenschaft erklären.

Wenn vor zweihundert Jahren jemand behauptet hätte, man könne einmal Töne und Bilder innerhalb von Bruchteilen von Sekunden um den Globus schicken, wäre er garantiert für verrückt erklärt worden und in einer Irrenanstalt gelandet. Heute kommunizieren wir fast nur noch via Satellit und Kabel.

Vielleicht lässt es sich eines Tages wissenschaftlich erklären, was meine Frau und ich letzte Weihnachten erlebt haben. Manchmal grübele ich darüber nach, aber ich bin bisher noch auf keine Erklärung gestoßen.

Meine Frau besteht darauf, es habe sich um einen »Kontakt aus dem Jenseits« gehandelt. Aber als Krankenschwester hat sie schließlich bei ihrer Arbeit schon viel Merkwürdiges erlebt. Ich weigere mich, an Gespenster zu glauben, und suche nach einer natürlichen Erklärung. Mir ist auch schon der Gedanke gekommen, es könnte sich um Erinnerungsbilder aus dem Unterbewusstsein gehandelt haben, aber da innerhalb der Psychologie sehr viel recht diffus ist, habe ich mich nicht weiter in diese Theorie vertieft.

Aber wie auch immer, jedenfalls geschah Heiligabend letztes Jahr Folgendes:

Heiligabend ist bei uns immer stressig. Meine Mutter verlangt, dass wir sie bereits tagsüber einladen, weil sie nicht allein zu Hause sitzen will. Papa und seine neue Frau dürfen dann keinesfalls auf der Bildfläche erscheinen, obwohl die Scheidung meiner Eltern schon über dreißig Jahre zurückliegt.

Wir haben das so gelöst, dass wir am Vormittag des Heiligen Abends zu Papa fahren. Dort gibt es dann ein Weihnachtsbüfett, und die Weihnachtsgeschenke werden verteilt. Bisher gab es auch immer einen Weihnachtsmann. Die Kinder hatten an diesem Arrangement nichts auszusetzen und fanden immer, dass sie so zu zwei Weihnachtsfeiern am selben Tag kommen. Papa hat sich jedes Jahr darauf gefreut, Heiligabend die glänzenden Kinderaugen zu erleben.

Am Nachmittag haben wir dann immer das nächste Weihnachtsbüfett über uns ergehen lassen, weil Mama nicht zu spät am Abend essen will. Dann kann sie nicht schlafen.

Meine Schwiegermutter und meine Mutter können sich nicht ausstehen. Das ist so, seit wir vor achtundzwanzig Jahren geheiratet haben. Mama hat damals ein wahnsinniges Theater veranstaltet, weil Papa zur Hochzeit eingeladen war. Er kam allein, aber das half nichts. Vor dem Altar machte meine Mutter eine Szene. Meine Schwiegermutter wurde wütend, weil meine Schwiegereltern das Fest bezahlt hatten. Sie fanden, Mama habe die ganze Hochzeit verdorben. Seither haben meine Schwiegermutter und Mama nicht mehr Worte gewechselt als unbedingt nötig.

In den letzten Jahren hat an Heiligabend alles recht gut funktioniert, da wir immer erst am ersten Weihnachtstag zu meinen Schwiegereltern gefahren sind. Letztes Jahr starb mein Schwiegervater überraschend, und wir sahen uns einem großen Dilemma gegenüber. Meine Frau ist wie ich Einzelkind. Wenn wir meine Schwiegermutter nicht zu uns einladen würden, dann müsste sie den gesamten Heiligabend allein verbringen.

Unsere beiden ältesten Kinder sind erwachsen und wohnen nicht mehr zu Hause. Der Älteste, Thomas, hat ein Kind. Ein Mädchen, das Astrid heißt. Das Kind ist nach meiner Großmutter mütterlicherseits getauft. Letzte Weihnachten war Astrid gerade zur Welt gekommen.

Unsere Tochter heißt Christina und erforscht t-RNA. Sie ist als Biochemikerin in der Krebsforschung tätig. Was genau sie erforscht, weiß ich nicht, aber es hat mit der Übertragung von Informationen zwischen den Zellen zu tun. Soweit wir wissen, hat sie keine feste Beziehung.

Martin ist unser Nachzügler. Er geht aufs Gymnasium und wohnt noch zu Hause.

Wie gesagt, bei uns war Heiligabend immer stressig. Letztes Jahr wurde es dann regelrecht hysterisch.

Meine Frau verlangte, dass meine Schwiegermutter ebenfalls den Heiligabend bei uns verbringen sollte. Natürlich fand ich auch, dass das nur recht und billig war, hatte jedoch meine Zweifel. Meine Mutter und meine Schwiegermutter einen ganzen Tag lang unter einem Dach konnte nur zu Komplikationen führen.

Jetzt hätte man meinen können, Papa hätte bis zum ersten Feiertag damit warten können, uns zu sehen, dann hätten wir ihn nicht auch noch am Vormittag aufsuchen müssen, ein ziemlicher Stress. Aber nein. Das sei eine schöne alte Familientradition, dass alle Enkel an Heiligabend ihren Großvater sähen, sagte er eindringlich. Das Argument, dass diese Enkel keine Kinder mehr seien, verfiel nicht. Das waren sie nämlich in seinen Augen noch immer. Da er bald 83 Jahre alt wird, ist seine Einstellung vielleicht nachzuvollziehen. Sein Trumpf war, dass es jetzt ein neues Kind in der Familie gebe. Geduldig versuchte ich, ihm zu erklären, dass Astrid zu klein

sei, um mit funkelnden Augen Geschenke auszupacken. Sie war gerade mal zwei Monate alt. Er tat so, als höre er nichts. Anschließend brachte er sein letztes, schlagendes Argument vor. Tief betrübt seufzte er, das sei vielleicht sein letztes Weihnachten. In seinem Alter könne man nie wissen... Soweit ich weiß, ist er kerngesund und war in seinem Leben noch keinen Tag krank.

Es bestand jedoch die Gefahr, dass an dem, was er sagte, etwas war. Wir gaben also klein bei und beschlossen, uns mit dem gesamten Clan um zehn Uhr bei Papa und seiner Frau einzufinden. Das gab uns drei Stunden, um bei ihnen Weihnachten zu feiern. Um halb zwei mussten wir wieder zu Hause sein, denn dann würden zwei Taxis bei uns eintreffen. Obwohl Mama meine Schwiegermutter auf dem Weg zu uns problemlos aufpicken könnte, würde es keiner der beiden Damen im Traum einfallen, das jemals vorzuschlagen.

Die kleine Astrid litt an Koliken. Heiligabend war es schlimmer als sonst. Thomas' Lebensgefährtin hatte am Vorabend den eingelegten Hering probiert und Glögg getrunken, und die starken Gewürze waren in die Muttermilch gelangt. Astrid schrie von zehn Uhr, als wir bei Papa eintrafen, bis gegen eins, als wir wieder nach Hause fuhren. Im Auto schlief sie dann ein. Das bedeutete, dass sie bald wieder zu Kräften kam, und den Rest des Heiligen Abends weiterschreien konnte. Es gab Augenblicke, da war ich sehr versucht, in das Geschrei einzustimmen.

Das Taxi von Schwiegermutter kam zuerst. Sie saß mit einer Tasse Glögg vor dem offenen Kamin, als Mama eintraf. Diese stellte ihren Rollator in die Diele und betrat dann auf meinen Arm gestützt das Wohnzimmer. Als sie meine Schwiegermutter erblickte, sagte sie nur säuerlich: »Ach, du bist auch da. Ich dachte, hier sei nur die Familie.«

Damit war der Ton für den Rest dieses Weihnachtsabends angeschlagen.

Vielleicht hatte ich die unsinnige Hoffnung, dass die beiden alten Frauen schläfrig würden, als ich einen Extraschuss Cognac in den Glögg goss. Sicherheitshalber kippte ich noch etwas nach. Ich wusste nicht, dass meine Frau genau dasselbe vor mir getan hatte.

Thomas und Anna versuchten verzweifelt, Astrid zu beruhigen, die nicht aufhören wollte zu schreien. Martin hatte sich zusammen mit Lara Croft in seinem Zimmer eingeschlossen.

Christina versuchte, mit ihren beiden Großmüttern Konversation zu betreiben, gab aber recht bald auf und konzentrierte sich auf den Glögg.

Mama und Schwiegermutter unterhielten sich angeregt. Bemerkungen wie die folgenden fielen: »Lass es lieber bleiben, das Brot in die Brühe zu tunken, und iss auch die anderen fetten Sachen nicht. Hast du dich endlich entschlossen, etwas Drastisches zu unternehmen und bei den Weight Watchers anzufangen?« Oder: »Du hast doch schon drei Mal vom Kartoffelgratin genommen. Hast du das etwa schon vergessen? Aber so fängt es schließlich an. Das Kurzzeitgedächtnis setzt aus.«

Noch schlimmer wurde es, als die beiden damit begannen, Anna gute Ratschläge zu geben, wie sie Astrid zur Ruhe bringen könnte. Die beiden Alten mauserten sich plötzlich zu Expertinnen, was Koliken bei Kleinkindern betraf. Der armen Anna wurden die guten Ratschläge förmlich um die Ohren geschlagen. Bald brach ihr der nackte Schweiß aus. Astrid schrie so sehr, dass es einem ins Herz schnitt. Schließlich bekamen die jungen Eltern genug, packten Astrid und die ungeöffneten Geschenke und suchten das Weite.

Ich stand am Fenster, als sie alles im Auto verstaute. Die Kleine schlummerte bereits friedlich in ihrem Kindersitz.

Als dann die Rücklichter der beiden Taxis in der Dunkelheit verschwanden, atmeten meine Frau und ich erleichtert auf. Wir ließen uns in die Sessel fallen und tranken den Rest Glögg. Wir waren uns einig, dass das das schlimmste Weihnachten seit Menschengedenken gewesen war. Christina hatte sich in ihrem alten Zimmer, dem jetzigen Gästezimmer, bereits hingelegt. Der starke Glögg, die Schnäpse und das Weihnachtsbier hatten ihr ziemlich zugesetzt. Nach der Anspannung des Tages gab es nichts Schöneres, als sich dem leichten Rausch hinzugeben. Wahrscheinlich vergaßen wir deswegen die Kerze im Wohnzimmerfenster. Seit vielen Jahren hatten wir dort einen großen Weihnachtsmann aus Gips stehen, der eine Kerze in Händen hält. Um die Kerze hatte meine Frau eine Manschette aus lackierten Holzkugeln gelegt, die Martin einmal im Hort gebastelt hatte.

Wir waren so müde, dass wir sofort einschliefen. Ich glaube, ich schlief bereits, als mein Kopf das Kopfkissen berührte.

Ich erwachte davon, dass mir jemand hart auf die Brust schlug. Ich meine mich zu erinnern, drei Schläge gespürt zu haben. Als ich mich im Bett aufsetzte, um zu sehen, was los war, sah ich zu meiner Überraschung eine dunkle Gestalt am Fußende des Bettes stehen. Als ich etwas benommen fragte, wer mich geweckt habe, streckte die schemenhafte schwarze Gestalt nur den Arm aus und deutete auf die offene Schlafzimmertür. Die weißen Schranktüren in der Diele reflektierten einen flackernden Lichtschein. Mit einem Mal war ich hellwach. Es brannte!

Ich weckte meine Frau und rannte in die Diele. Der Lichtschein kam aus dem Wohnzimmer. Dort hatten sich die

brennenden Holzkugeln bereits gelöst und den Teppich und die Gardinen in Brand gesetzt. Ich packte das Schaffell, das immer vor dem offenen Kamin lag, und begann damit, die Brandherde zu ersticken.

Ich war noch rechtzeitig gekommen, der Schaden minimal. Die Gardinen mussten wir natürlich wegwerfen. Die Brandlöcher im Teppich und am Sessel sind kaum mehr zu sehen. Jedenfalls, wenn man nicht nach ihnen sucht. Auf die Frage, wer die dunkle Gestalt war, die mich geweckt hat, haben wir nie eine zufrieden stellende Antwort gefunden. Vielleicht finden wir sie nie. Bald ist wieder Weihnachten.

Einige Dinge vergisst man nie...

Es war mein erster Nachtdienst überhaupt, und ich war nervös. Als Schwesternschülerin war man auf Station nie allein, aber die erste Nacht zu arbeiten war trotzdem etwas Besonderes. Sie zeigte, dass man schon den größten Teil seiner Ausbildung hinter sich hatte. Die Schülerinnen im ersten und zweiten Jahr durften nachts noch nicht arbeiten.

Ich machte mein zweites Praktikum auf der Inneren Abteilung am damaligen Vasa-Krankenhaus. Es war recht alt und renovierungsbedürftig. (Inzwischen ist es wie bekannt renoviert und beherbergt einige Institute der TU Chalmers.) Meine Mentorin war eine große und kräftige Krankenschwester, die Schwester Ingrid hieß. Sie war etwas barsch, aber es hieß, sie habe unter der rauen Oberfläche ein Herz aus Gold. Ich fand, es war immer ein gutes Gefühl, sie neben sich zu wissen. Sie würde mir schon sagen, was zu tun war.

Schwester Elsa machte die Übergabe. Wie immer gab es zu viele Betten. Überall war es eng.

»Leider müssen wir eine neue Patientin zu Signhild ins Zimmer legen«, sagte Elsa.

Signhild kannte ich, da ich in der Woche zuvor tagsüber auf der Station gearbeitet hatte. Sie war früher Krankenschwester gewesen, war jetzt alt und litt an seniler Demenz. Sie hatte im Ekmanska-Krankenhaus gearbeitet. Seit Jahren litt sie an Herzinsuffizienz. Zusammen mit ihrer zunehmenden Demenz hatte das dazu geführt, dass sie auf dieser Station gelandet war. Sie würde so lange bleiben, bis für sie ein Platz in einem Pflegeheim gefunden worden wäre.

»Die neue Patientin kommt von der Notaufnahme. Sie heißt Kerstin Olsson und ist erst fünfundvierzig, aber stark übergewichtig. Sie wiegt hundertzwanzig Kilo. Seit einigen Tagen leidet sie zunehmend an Atembeschwerden, und jetzt hat sie auch noch Schmerzen auf der rechten Seite des Brustkorbs.«

Schwester Kerstin unterbrach.

»Nicht auf der linken Seite?«, fragte sie.

»Nein. Das Herz klingt sehr gut, und für morgen sind Thoraxröntgen, ein Belastungs-EKG und Spirometrie anberaumt. Mal schauen, was dabei rauskommt. Dann sehen wir weiter.«

»Klingt alles in allem nicht schlecht.«

Wir machten eine Runde und begrüßten die Patienten. Schwester Ingrid stellte mich allen vor, was ziemlich überflüssig war, weil ich bereits auf der Station gearbeitet hatte und die meisten kannte.

In Signhilds Zweibettzimmer herrschte totales Chaos. Von Erde umgeben saß sie im Nachthemd auf dem Boden. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Pelargonie umzupflanzen, die auf ihrem Fensterbrett gestanden hatte. Wild entschlossen presste sie Wurzeln und einen Klumpen Erde in ein Zahnputzglas. Dabei erklärte sie Kerstin Olsson im anderen Bett, wie wichtig es sei, Blumen in regelmäßigen Abständen umzutopfen.

Schwester Ingrid ging auf die erdige Dame zu und sagte milde: »Signhild. Es ist viel zu spät, um das noch heute Abend zu erledigen. Jetzt gehen wir in die Dusche, und danach bekommen Sie ein frisches Hemd.«

Mütterlich legte sie ihrer alten Kollegin einen Arm um die mageren Schultern und führte sie auf den Gang.

Ich stellte mich Kerstin Olsson vor. Diese lächelte und sagte: »Die alte Dame ist so lieb. Sie erinnert mich an meine Großmutter väterlicherseits. Sie lebt noch und ist inzwischen vierundneunzig!«

»Tja, Signhild ist neunundachtzig, also nicht sehr viel jünger«, meinte ich.

Kerstin lächelte.

»Es macht mir nichts aus, das Zimmer mit Signhild zu teilen. Ich habe jahrelang in Pflegeheimen gearbeitet und bin alte Leute gewöhnt. Sie tun keinem was.«

Als Signhild und Schwester Ingrid zurückkamen, meinte Kerstin: »Das war doch sicher nicht das Schlechteste, zu duschen und ein sauberes Hemd anzuziehen.«

Signhild schaute sie an und nickte kurz.

»Stimmt. Aber ich finde, sie sollten einem feinere Kleider geben, jetzt wo der König kommt und alles. Deswegen ist da draußen auch so eine Unordnung. Sie müssen alles aufräumen, bevor er kommt. Der König. Und die Königin kommt auch.«

Zufrieden mit dieser Feststellung kroch die alte Dame unter ihre Decke, schloss die Augen und schlief auf der Stelle ein.

Bei unserer zweiten Runde um Mitternacht schliefen die meisten Patienten. Deswegen waren wir sehr erstaunt, Signhild hellwach in ihrem Zimmer anzutreffen. Sie hatte sich den einen Sessel des Zimmers an Kerstin Olssons Bett gezogen und hielt ihr die Hand.

»Aber Signhild! Wieso schlafen Sie nicht? Und wieso stören Sie Frau Olsson?«, rief Schwester Ingrid.

Ohne einen Blick von ihrer Zimmergenossin zu wenden, sagte Signhild mit Würde: »Jemand muss über sie wachen. Sie ist schwer krank, und ihr kümmert euch nicht darum. Deswegen muss ich bei ihr sitzen.«

Kerstin Olsson blinzelte uns zu und machte eine abwehrende Handbewegung mit der freien Hand.

»Das macht nichts. Ich fühle mich sehr geborgen so. Es ist schön, dass Signhild eine Weile bei mir sitzen will.«

Ausnahmsweise sah Schwester Ingrid einmal ratlos aus.

»Wenn es Sie nicht stört... dann... also«, sagte sie unsicher.

»Überhaupt nicht. Signhild kann noch eine Weile bei mir wachen, bis sie müde wird«, meinte Kerstin lächelnd.

»Meinetwegen. Wir schauen in einer Stunde noch mal vorbei«, entschied Schwester Ingrid.

Wenig später erlitt ein alkoholisierter Leberpatient einen epileptischen Anfall, und es gab einen ziemlichen Aufstand. Da der Anfall ziemlich schwer gewesen war, dauerte es recht lange, bis der Patient nicht mehr in Lebensgefahr schwebte. Deswegen vergingen über zwei Stunden, bis wir wieder bei den beiden Damen vorbeischaute.

Signhild lag in ihrem Bett, aber sie wendete uns das Gesicht zu, als wir ins Zimmer schlichen.

»Das war wirklich Glück, dass ich an ihrem Bett gesessen habe«, sagte sie.

Schwester Ingrid nickte nur und trat ans Nachbarbett. Obwohl es recht dunkel war, sah ich, wie sie zusammenzuckte. Sie beugte sich über Kerstin und fühlte sowohl am Handgelenk als auch am Hals den Puls. Mit seltsamer, halb erstickter Stimme sagte sie dann: »Lauf, ruf den Diensthabenden. Die Patientin ist... tot.«

Von ihrem Bett aus krächzte Signhild: »Kein Wunder, so krank, wie sie war!«

Die Obduktion ergab, dass Kerstin an einem Blutgerinnsel in der Lunge gestorben war.

Noch heute, wenn ich diese Geschichte erzähle, läuft es mir eiskalt den Rücken hinunter. Wie konnte die alte Krankenschwester wissen, dass die jüngere Frau todkrank war?

Am Tag darauf topfte Signhild die Pelargonie in ihre Kaffeetasse um.

Wie wir das Gespenst unserer Station loswurden

Das Gespenst, das unsere Station heimsuchte, war überaus nervenaufreibend. So weit war es also schon gekommen, dass niemand mehr nachts bei uns arbeiten wollte. Die Krankenhausverwaltung richtete einen Krisenstab ein, der die unhaltbare Situation lösen sollte. Als Stationschwester – ich war das allerdings gerade erst geworden – musste ich an den Besprechungen teilnehmen. Außer mir waren noch die stellvertretende Stationschwester Maria Strömberg, die Nachtschwester Stina Bengtsson, der Oberarzt der Chirurgie Tore Benzen und Eva Thuresson von der Krankenhausverwaltung anwesend. Eine uns unbekannte kräftige Dame von der Gewerkschaft saß auch mit am Tisch. Sie nahm die Interessen der Pflegehelferinnen wahr. Das Ganze ereignete sich Mitte der siebziger Jahre, als der Einfluss der Gewerkschaften gerade durch das neue Mitbestimmungsgesetz gestärkt worden war.

Tore Benzen war nicht sonderlich groß, strahlte jedoch so viel Autorität aus, dass ihn alle immer für größer hielten. Sein dichtes, grau meliertes Haar trug er hochtoupé nach hinten gekämmt, und das ließ ihn größer erscheinen. Er räusperte sich und eröffnete die Besprechung: »Willkommen zu dieser ungewöhnlichen Konferenz. Ich gehe davon aus, dass Sie das, was wir heute Nachmittag hier besprechen, nicht weiterverbreiten.«

Alle waren damit einverstanden und nickten. Unser Oberarzt war immer sehr formell und hielt Distanz zum Fußvolk. Den Kragen seines Kittels hochgeschlagen, rannte er durch die Krankenhauskorridore, ohne nach rechts und links zu blicken,

geschweige denn jemanden zu grüßen. Im Namen der Gleichbehandlung war er zu allen unfreundlich, zu Kollegen, den sonstigen Angestellten und den Patienten. Zu seiner Entschuldigung ließ sich nur anführen, dass er ein unglaublich fähiger Chirurg war.

»Obwohl sie schon seit mehreren Jahren ihr Unwesen treibt, macht sie keinerlei Anstalten zu verschwinden. Noch immer kommt sie jede Nacht.«

Er verstummte und schaute in die Runde. Niemand verzog eine Miene, aber die Frau von der Gewerkschaft hob vorsichtig die Hand. Als Tore Benzen sie daraufhin durchdringend ansah, wich sie zunächst zurück, fasste sich dann aber ein Herz und sagte: »Entschuldigen Sie, aber ich komme von SKAF, dem Schwedischen Kommunalarbeiterverband, der Gewerkschaft des Öffentlichen Dienstes, hier in Göteborg. Ich bin für Anna-Lisa Svensson eingesprungen, die heute Morgen krank geworden ist. Ich heiße Gun Andersson. Könnte mir jemand vielleicht rasch das Problem erläutern? Wer kommt da nachts immer?«

Missmutig sah Tore Benzen sie an.

»Das Problem besteht darin, dass ein Gespenst auf Station eins umgeht und des Nachts Patienten wie Personal in Angst und Schrecken versetzt«, antwortete er unwirsch.

Ein Lächeln huschte über das Gesicht der Gewerkschaftsvertreterin. Glücklicherweise konnte sie gerade noch ein Kichern unterdrücken. Ein Blick auf Tore Benzen belehrte sie eines Besseren.

»Ich bin seit über zehn Jahren Oberarzt hier am Krankenhaus. Erst letzten Herbst, als der Mangel an Nachtschwestern akut wurde, hat mir Schwester Stina von unserem nächtlichen Gast erzählt. Natürlich habe ich ihr kein Wort geglaubt, aber um herauszubekommen, wo das Problem liegt, verbrachte ich um Mitternacht einige Stunden auf der Station.«

Benzen verstummte und starrte auf die Tischplatte. Nach einer Weile meinte er verlegen: »Diese eine Nacht überzeugte mich davon, dass ... dort nicht alles mit rechten Dingen zugeht. Schwester Stina weiß jedoch besser als ich, was in den letzten Jahren so vorgefallen ist. Vielleicht können Sie das ja noch näher ausführen mit dem ... Gespenst.«

Der Oberarzt sah die Nachtschwester an.

Stina Bengtsson war etwa fünfundfünfzig Jahre alt. Sie trug ihr Haar zu einem strengen Knoten hochgesteckt. Ihre altmodische Brille und ihr ungeschminktes Gesicht ließen sie als genau das erscheinen, was sie war: eine tief gläubige Anhängerin der Pfingstbewegung. Wenn man sie nicht näher kannte, wirkte sie nicht selten reserviert, aber hinter der strengen Fassade verbarg sich ein Herz aus Gold. Sie gehörte zu den Leuten, die sich wirklich um ihre Mitmenschen kümmerten und auf die immer Verlass war. Wenn es einen Menschen gab, dem ich blind vertraute, dann Stina.

Sie sah die Gewerkschaftsvertreterin prüfend an und ergriff dann das Wort.

»Ich heiße Stina Bengtsson und arbeite hier seit fünfzehn Jahren als Krankenschwester. Immer als Nachtschwester. Ich habe mich als Einzige nicht kleinkriegen lassen. Obwohl es furchtbar ist, wenn sie auf der Station ihr Unwesen treibt, weiß ich, dass der Herr über mich wacht. Ohne meinen Glauben hätte ich vermutlich schon lange aufgegeben.«

Fassungslos schaute Gun Andersson erst auf Dr. Benzen und dann auf Schwester Stina.

Ich weiß nicht, ob meiner Kollegin auffiel, dass die Gewerkschaftsfrau sie mit aufgerissenen Augen anstarrte, jedenfalls fuhr sie ungerührt fort: »Bei unserem Gespenst handelt es sich um eine alte Krankenschwester, die vor etwa sechzig Jahren verstorben ist. Sie hieß Schwester Fredrika und hat über dreißig Jahre lang hier gearbeitet. Damals wohnten die

Schwestern noch im Krankenhaus, und da Schwester Fredrika Oberschwester war, hatte sie eine eigene Wohnung im Dachgeschoss. Es handelte sich um ein Zimmer mit Schlaf- und Kochnische. Eine Toilette mit Waschbecken gehörte ebenfalls zu der Wohnung. Das war damals ein ziemlicher Luxus. Dort wohnte sie also, während sie hier arbeitete. Offenbar war die Arbeit ihr Ein und Alles. Man würde sie heute als Workaholic bezeichnen. Aber damals sah das Arbeitsleben anders aus. Die Schwestern hatten im Prinzip rund um die Uhr Dienst. Es wurde nicht zwischen Nachtschwestern und anderen unterschieden, sondern alle arbeiteten Schicht.«

Gun Andersson brauchte nicht zu sagen, was sie davon hielt. Ihr Gesicht glich einem offenen Buch. Ihre Zweifel waren ihr deutlich anzusehen. Schichtarbeit? Hatten sie wirklich im Krankenhaus gewohnt? Hatten alle eine Krankenschwesternausbildung gehabt? Hatte es damals keine Pfleger und Pflegehelferinnen gegeben? Ehe sie noch mit ihren Fragen beginnen konnte, fuhr Stina fort: »Schwester Fredrika lebte ihr Leben hier im Krankenhaus. Offenbar hatte sie keine Verwandten oder engere Freunde. Das Krankenhaus war ihr Leben. Deswegen war es ein umso härterer Schlag für sie, als sie krank wurde. Im Jahr nach ihrem sechzigsten Geburtstag erkrankte sie an Niereninsuffizienz. Es ging ihr richtig schlecht. Wahrscheinlich hatte eine unbehandelte Blasenentzündung auf die Nieren übergegriffen. Damals hatte man das noch nicht so recht im Griff. Womöglich hat sie den Ärzten auch überhaupt nichts davon erzählt. Über so etwas sprach man nicht. Vielleicht war es den Ärzten auch einfach egal.«

Bei der letzten Bemerkung schielte Stina auf Tore Benzen, aber dieser schien nicht zuzuhören, sondern malte Schnörkel auf den Rand seines Blocks.

»Plötzlich konnte Schwester Fredrika nicht mehr auf alles ein Auge haben. Phasenweise war sie sehr krank und bettlägerig. Ohnmächtig musste sie zusehen, wie ihr alles entglitt. Als die Krankenhausverwaltung plötzlich beschloss, sie in einem Heim für pensionierte Krankenschwestern unterzubringen, gab ihr das den Rest. Dort sollte sie ein eigenes Zimmer bekommen, allerdings ohne Kochnische und Toilette. Ihre schöne Wohnung sollte ihre Nachfolgerin erhalten. Die neue Oberschwester.«

Schwester Stina war eine gute Erzählerin, und wir lauschten andächtig.

»In der Nacht, bevor Schwester Fredrika in das Heim gebracht werden sollte, nahm sie ihre Deckenlampe herunter und erhängte sich am Lampenhaken«, sagte sie kurz.

Stina ließ ihren Blick über uns schweifen, aber niemand wollte ihren Bericht unterbrechen. Sie seufzte und fuhr dann fort: »Die neue Oberschwester zog bereits in der Woche darauf in die Wohnung ein. Drei Nächte hielt sie es aus. Dann bat sie darum, in ihr altes Zimmer zurückkehren zu dürfen. Und zwar sofort. Jede Nacht war sie davon aufgewacht, dass sie eine bittere Kälte wie mit eisernem Griff packte. Eine schwarze Gestalt hatte neben ihrem Bett gestanden und sich über sie gebeugt. Die neue Oberschwester bestand darauf, es habe sich dabei um Schwester Fredrika gehandelt. Danach hat niemand mehr in der Wohnung gewohnt. Sie dient als Personalumkleide.«

Jetzt konnte Gun Andersson nicht länger an sich halten.

»Jetzt mal einen Augenblick! Wollen Sie im Ernst behaupten, dass Leute kündigen, weil ein Gespenst im Umkleideraum umgeht?«

Stina sah sie an und entgegnete ruhig: »Durchaus nicht. Um Mitternacht ist nie jemand in der Umkleide. Das Problem

besteht darin, dass Schwester Fredrika nicht dort bleibt. Sie kommt runter auf die Station.«

»Das kann doch alles nicht wahr sein!«, sagte Gun Andersson und begann zu lachen.

Sie hörte abrupt auf, als sie bemerkte, dass niemand von uns auch nur den Mund verzog. Tore Benzens Miene verdüsterte sich, und er sagte schroff: »Ich finde, Sie sollten sich als Vertreterin der Gewerkschaft selbst davon überzeugen, was Schwester Fredrika anrichtet. Vorzugsweise in einer Nacht, in der Schwester Stina Dienst hat. Wir vertagen uns um eine Woche. Am selben Tag zur selben Zeit an derselben Stelle.«

Mit diesen Worten erhob er sich, schlug den Kragen seines Ärztekittels hoch und marschierte auf den Gang.

Gun Andersson tat mir Leid. Sie wirkte vollkommen ratlos. Deswegen sagte ich: »Ich kann Ihnen Gesellschaft leisten. Ich habe Fredrika auch noch nie in Aktion erlebt. Ich habe immer nur von ihr gehört.«

Gun Andersson nickte dankbar.

Es wurde entschieden, dass wir zwei Tage später einige Stunden um Mitternacht auf der Station verbringen sollten.

Nachts gegen elf trafen wir uns. Gun hatte eine Tüte Zimtschnecken mitgebracht und ich einen Rührkuchen. Wir wollten die Nachtschwester dazu einladen. Stina hatte zusätzlich eine Thermoskanne Kaffee gekocht. Gun und ich gingen in die kleine Küche der Station, um den Tisch zu decken. Da rief Stina aus dem Schwesternzimmer: »Wartet. Wir trinken den Kaffee hier.«

»Warum das?«, wollte ich erstaunt wissen.

Geschirr, Kaffeemaschine, Zucker, ein kleiner Tisch mit Stühlen, alles fand sich in der Küche. Das Schwesternzimmer war winzig und eng.

Stina presste die Lippen zusammen und sagte dann: »Damit wir nicht am Spülraum vorbeimüssen.« Dort drinnen blinkte und funkelte es, Spülbecken und Maschinen aus Edelstahl. Schmutzwäsche, Bettpfannen, Nierenschalen, alte Verbände, Blumenvasen; alles Unreine landete im Spülraum. Alles, was Krankheitserreger weiterbefördern konnte, wurde dorthin gebracht, um gespült, in die Zentralsterilisation gebracht oder weggeworfen zu werden. Ich betrachtete den Spülraum immer als die Bazillenbarriere der Station. Wurde die Arbeit im Spülraum nicht gründlich verrichtet, war die hygienische Situation der Station recht bald inakzeptabel.

Da wusste ich noch nicht, dass Schwester Fredrika in dieser Frage ganz meiner Meinung war.

Wir machten also kehrt und begaben uns zu unserem späten Kaffeetrinken ins Schwesternzimmer. Vermutlich waren Gun und ich aufgeregter, als wir uns eingestehen wollten. Das Gelächter war schrill, und die Unterhaltung wirkte gezwungen. Heute kann ich mich nicht einmal mehr daran erinnern, worüber wir uns unterhielten. Aber ich weiß noch, dass es zwischendurch immer wieder lange Gesprächspausen gab. Fast konnte man spüren, wie die Luft vor Spannung vibrierte.

Viertel vor zwölf kamen die beiden anderen Schwestern ins Schwesternzimmer. Sie begrüßten Gun und mich und wirkten recht verbissen. Wir begannen mit dem Kaffeetrinken und versuchten so zu tun, als ob nichts wäre.

Als beide Zeiger der Wanduhr auf zwölf vorrückten, erstarrten die Nachtschwestern. Sie schauten auf den Eingang der Station, der vom Schwesternzimmer aus gut einzusehen war. Soweit ich das durch die Glastür beurteilen konnte, war das Treppenhaus menschenleer.

Deutlich hörten wir, wie irgendwo lautstark eine Tür aufgerissen wurde. In der Türöffnung raschelte es. Aber es war nichts zu sehen. Obwohl wir die passenden Geräusche hörten,

wurde die Tür nicht geöffnet, und niemand trat über die Schwelle.

Da sprang Gun Andersson von ihrem Stuhl auf. Erstaunlich behände stand die mollige Person auf dem Korridor. Ohne groß darüber nachzudenken, folgte ich ihr.

Wir näherten uns der Tür zum Spülraum bis auf wenige Meter, dann blieben wir stehen. Auch wenn wir gewollt hätten, wären wir nicht weiter gekommen. Die Luft um uns herum schien aus stillstehenden Eiskristallen zu bestehen. Wir konnten nicht atmen, und Arme und Beine waren wie Blei.

Wir hörten, wie die Tür zum Spülraum quietschend geöffnet wurde. Dann knallte sie zu. Aber das sahen wir nicht, wir hörten es nur. Langsam verschwand die Kälte um uns herum. Auf zitternden Beinen begaben wir uns in Sicherheit ins Schwesternzimmer. Hinter uns hörten wir, wie rostfreie Gefäße gegeneinander schlugen. Wasser lief, und Bürsten rotierten auf Metall. Es lärmte gewaltig, während nach allen Regeln der Kunst gespült wurde.

Dass sich wirklich Fredrika im Spülraum zu schaffen machte, davon waren Gun und ich inzwischen überzeugt. Wer sonst hätte es sein sollen?

Eine Stunde später hörten wir, wie die Tür vom Spülraum geöffnet wurde. Auf dem Korridor raschelte es erneut. Dann wurde die Tür zur Station geöffnet und wieder geschlossen. Nach wie vor war nichts zu sehen, nur Geräusche waren zu vernehmen.

»Zeigt sie sich nie?«, fragte Gun. Ihre Stimme zitterte.

»Gelegentlich schon. Dann wird sie als silbriger Schatten wahrnehmbar. Meist sind aber nur Geräusche zu hören.«

Stina erhob sich und ging auf den Korridor.

»Kommt«, sagte sie.

Zögernd folgten wir ihr in den Spülraum. Sie öffnete die Tür und gab uns ein Zeichen hineinzuschauen.

Alles sah noch genauso aus wie vorher.

»Wir sind uns also einig, dass wir ein ... Problem haben«, sagte Tore Benzen.

Es war wieder dieselbe Runde, die das »Problem« besprechen sollte, wie der Oberarzt den Spuk beharrlich nannte. Gun und ich hatten darauf bestanden, dass es sich wirklich um eine übernatürliche Erscheinung handeln müsse. Um ein Gespenst. Benzen hatte uns nicht widersprochen.

Jetzt räusperte er sich und fragte: »Was sollen wir tun?«

Gun Andersson nahm all ihren Mut zusammen und vertrat energisch den Standpunkt der Gewerkschaft. Die Station müsse sofort geschlossen werden. Sie könne erst wieder in Betrieb genommen werden, wenn der Spuk vorbei sei.

»Wie?«, fragte Tore Benzen.

Er hatte seinen ganzen Sarkasmus in dieses kleine Wort gelegt. Gun zog unter seinem höhnischen Blick den Kopf ein und murmelte etwas von Teufelsaustreibern. Daraufhin kam der Arzt erst richtig in Fahrt.

»Teufelsaustreiber! Wie würde das aussehen! Abstruse Leute, die in den Korridoren herumstreichen und irgendwelche Beschwörungen murmeln!«

Wir sahen alle ein, dass diese Möglichkeit ausgeschlossen war. Das galt auch für den Vorschlag, den Nachtschwestern einen Bonus zu zahlen. Darüber ließ sich nicht einmal verhandeln.

Die Zeit verging, und die Besprechung führte zu nichts. Kurz vor dem Ende teilte Benzen mit: »Im Übrigen schließen wir im Juni sämtliche Stationen. Die Feuerwehr hat sämtliche Türen im Krankenhaus für nicht mehr den Normen entsprechend erklärt. Holztüren sind nicht mehr erlaubt. Sie müssen durch Stahltüren ersetzt werden. Bei dieser Gelegenheit werden auch

die Röntgenabteilung und die Chirurgie saniert. Wo nötig, soll auch gestrichen werden. Deswegen müssen alle im Juni ihren Urlaub nehmen.«

Dies schien ebenfalls keine Verhandlungsmasse zu sein.

Der Krisenstab trat noch ein weiteres Mal zusammen, ehe im Juni geschlossen wurde. Auch diese Besprechung verlief ergebnislos. Alles war so, wie es immer gewesen war; Schwester Fredrika wirtschaftete im Spülraum herum, und einige der hochgradig entnervten Schwestern kündigten.

Nach den Ferien im Juni wurde der Betrieb wieder aufgenommen. Es war chaotisch, da wir Unmengen von Patienten aus Krankenhäusern und Stationen bekamen, die im Juli Ferien machten. Bereits nach dem ersten Arbeitstag war ich wieder ferienreif. Eine Renovierung des Krankenhauses war allerdings wirklich nötig gewesen. Jetzt hatten alle Stationen feuersichere Türen aus Metall. Sie waren schwer, ließen sich aber auf Knopfdruck öffnen.

Am Morgen des 3. Juli kam ich zur Übergabe. Schwester Stina flüsterte: »Das Problem ist gelöst!«

Ihre Augen funkelten übermütig. Ich war unausgeschlafen und kam nicht recht mit. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, von welchem Problem die Rede war.

»Schwester Fredrika?«, fragte ich.

»Ja! Sie war heute Nacht nicht auf Station!«

»Aha. Sie war heute Nacht nicht auf Station?«, wiederholte ich etwas dümmlich.

»Nein! Sie ist nicht reingekommen!« Stina kicherte.

Ich hatte die sonst so ruhige Stina noch nie so aufgekratzt gesehen.

»Die alten Holztüren gingen nach innen auf. Das war unpraktisch, und es kam sogar vor, dass jemand die Tür ins Gesicht bekam, wenn er auf dem Korridor vorbeiging. Deswegen haben wir darum gebeten, die neuen Feuertüren so einzubauen, dass sie nach außen, zum Treppenhaus hin, geöffnet werden können. Das haben sie auch gemacht. Deswegen kriegt Schwester Fredrika die Tür nicht mehr auf! Sie kommt nicht mehr auf die Station!«, sagte Stina triumphierend.

Ich war sprachlos und wusste nicht, was ich sagen sollte. Da wurde Stina auch schon wieder ernst und meinte: »Aber ich habe sie gesehen, wie sie im Treppenhaus stand. Ich sah eine silberschimmernde Handfläche auf der Glasscheibe und ein verschwommenes Gesicht. Ein kräftiger Schlag auf das Glas war zu hören. Dann ist sie verschwunden. Das war bislang in allen Nächten so, in denen ich seit dem Umbau gearbeitet habe. Ich glaube, dass unser Problem gelöst ist!«

Dem war tatsächlich so, obwohl es niemand wagte, in den Stunden um Mitternacht das Treppenhaus zu betreten...

Nicht ohne meine Hose

In meiner Jugend arbeitete ich einige Jahre als Krankenschwester auf einer Station, ehe ich auf Lehrerin an einer Krankenpflegeschule umsattelte. Ich arbeitete in der alten Baracke, wie das damals in Göteborg hieß. Der Name stammte noch aus der Zeit, als die Holzbaracken der Armenhüsler auf diesem Gelände standen. Die Baracke war die Endstation für arme Leute. Als dann das Vasa Krankenhaus gebaut wurde, hieß es im Volksmund weiterhin Baracke. Das Vasa Krankenhaus war eine geriatrische Klinik und im Grunde genommen ein Pflegeheim. In den Siebzigern kam man allmählich von der Sichtweise ab, Pflegeheime seien reine »Verwahranstalten«. Schade, dass der negativ klingende Name »Baracke« hängen geblieben war, denn das Vasa war ein Krankenhaus, das versuchte, die Patienten so weit wieder auf den Damm zu bringen, dass sie wieder nach Hause konnten. Mit manchen Patienten ließ sich kein Kontakt aufnehmen, aber viele von ihnen hatten noch einiges beizusteuern, wenn man ihnen nur genug Zeit einräumte. Sie konnten von vergangenen Zeiten und bemerkenswerten Schicksalen erzählen. Manchmal hatte ich den Eindruck, jedes Bett berge unter den fadenscheinigen Frotteedecken Stoff für einen ganzen Roman.

Britta und ich verstanden uns von Anfang an. Sie zählte bereits einundneunzig Lenze, war aber noch vollkommen klar im Kopf. Ein enger Rock sei schuld daran, dass sie bei uns liege, erklärte sie immer. Ich bekam die Geschichte mehrere Male zu hören, wusste also, wie es sich zugetragen hatte.

Anfang Dezember hatte Britta gefunden, es sei an der Zeit, Weihnachtsgardinen in der Küche aufzuhängen. Sie kletterte

auf den Küchentisch, um die alten Vorhänge abzunehmen und die neuen aufzuhängen. Beim Herunterklettern war es passiert. Sie schätzte den Abstand zum Stuhl falsch ein und trat ins Leere.

»Und wenn ich nicht so einen engen Rock getragen hätte, wäre es noch mal gut gegangen!«, pflegte Britta zu sagen.

Wegen des engen Rocks hatte sie keinen großen Schritt tun können, sondern war rücklings auf den Boden geknallt. Oberschenkelhalsbruch, ein paar gebrochene Rippen und eine tüchtige Gehirnerschütterung waren die Folge. Glücklicherweise hatte die Nachbarin ihren Schrei gehört, so dass sie nicht lange unversorgt blieb. Sie rief umgehend einen Krankenwagen, und Britta wurde ins Krankenhaus gebracht.

Obwohl sie munter und guter Dinge war, verheilten die Brüche nicht wie vorgesehen. Daraufhin wurde sie ins Vasa verlegt, wo wir versuchen sollten, sie wieder auf die Beine zu bringen. Bei uns diagnostizierten die Ärzte dann Brustkrebs. Leider hatte er bereits Metastasen gebildet, und es war zu spät, um eine Behandlung zu beginnen. Im Übrigen wollte Britta auch gar keine Behandlung. Es sei besser, eines natürlichen Todes zu sterben, meinte sie, als man ihr eventuelle Behandlungsmöglichkeiten unterbreitete.

Eines späten Abends Ende Januar brachte ich ihr den kleinen roten Plastikbecher mit ihrer Nachtmedizin. Ein schwacher Duft nach 4711 strömte mir in der Tür entgegen. Heutzutage verwenden nicht mehr viele Frauen dieses Parfüm, aber damals war das noch anders, besonders bei älteren Leuten. Ich werde diesen Duft immer mit Britta verbinden.

Ich tastete mich im Dunkeln vor, denn sie hatte das Lämpchen über dem Bett nicht angeknipst.

»Machen Sie kein Licht. Im Dunkeln kann man besser nachdenken. Ich liege hier und denke nach«, ertönte Brittas Stimme.

»Ach, Sie sind wach«, sagte ich.

»Nein, ich rede im Schlaf«, erwiderte Britta kichernd.

Ich stimmte in ihr Lachen ein.

»Ich würde Sie gern um etwas bitten«, meinte sie dann.

Ihre Stimme klang plötzlich ernst.

»Wenn man so alt ist wie ich, dann hat man seine Tage gelebt. Alle, die ich im Leben geliebt habe, sind nicht mehr. Und die, die übrig sind, sind zu krank oder zu verwirrt, als dass man einen vernünftigen Umgang mit ihnen pflegen könnte. Das ist alles nicht mehr lustig. Man vereinsamt so. Alles ist nur noch langweilig, und man wartet auf den Tod.«

Ich wollte schon protestieren, aber sie wiegelte ab.

»Der Tod macht mir keine Angst. Er ist etwas Natürliches, denn ich habe das Meinige getan, jetzt sehe ich ihn auch als einen Befreier von den Schmerzen. Ich gehe, um meinem Schöpfer entgegenzutreten.«

Das sagte sie im Brustton der Überzeugung. Ich wusste nicht, was ich entgegnen sollte. Noch nie hatte ein Patient so offen und unsentimental über den Tod mit mir gesprochen. Ich war damals ja noch jung und unerfahren. Deswegen schwieg ich.

»Die Tatsache, dass ich jetzt bald meinem Erlöser gegenüberstehen werde, hat mich nachdenklich gemacht. Sie finden sicher, dass ich etwas seltsam oder durcheinander daherrede, aber ... ich möchte meinem Herrn nicht ohne Hose gegenüberreten.«

»Ohne Hosen?«, wiederholte ich vollkommen ratlos.

»Ich meine Unterhosen. Ich möchte Sie bitten, mir nach meinem Ableben eine Unterhose anzuziehen. Und zwar das Krankenhausmodell, denn die sind vernünftig. Ich will vor Gott nicht mit nacktem Hintern stehen!«

Es war ein sonderbares Ansinnen, aber ich mochte die alte Dame und versprach, ihr diesen letzten Wunsch zu erfüllen.

In diesem Jahr erreichte die Grippeepidemie unser Krankenhaus in den ersten Februarwochen. Sowohl Patienten als auch Personal erkrankten. An diesem Freitagabend fehlten eine Pflegehelferin und ein Pfleger. Ich musste einspringen, alle Katheter spülen und Verbände wechseln und überdies noch meinen üblichen Aufgaben nachkommen. Mehrere Patienten waren an der Grippe erkrankt und brauchten mehr Pflege. Es war wirklich die Hölle los.

Plötzlich trat eine Pflegehelferin ins Zimmer, während ich gerade einen hässlichen Dekubitus am Bein frisch verband. Da ich einen Schutzkittel, Mundschutz und Handschuhe trug und die Wunde gerade freigelegt hatte, war ihr klar, dass ich nicht einfach alles stehen und liegen lassen und auf den Korridor kommen konnte. Mit ernster Miene trat sie auf mich zu und flüsterte mir ins Ohr: »Britta in der Zwei ist gestorben.«

Das kam nicht unerwartet. Es war ihr in den letzten Tagen schlecht gegangen. Trotzdem gab mir dieser Bescheid einen Stich ins Herz. Ich sammelte mich jedoch rasch und fragte: »Hast du den Diensthabenden verständigt?«

»Ja. Er war bereits bei ihr.«

»Ist noch jemand bei ihr?«

»Ja. Maggan. Ich geh ihr jetzt helfen.«

»Gut. Ich komme dann auch«, sagte ich.

Nachdem ich mit dem Verband fertig war, ging ich in Brittas Zimmer. Es sah so aus, als schlief sie friedlich. Die Pflegehelferin hatte ihr das Kinn hochgebunden und ihre Hände auf der Bettdecke gefaltet.

»Sie kann eine Weile so liegen bleiben. Dann waschen wir sie und richten sie her. Verständigst du die Angehörigen?«, fragte Maggan.

Ich konnte nur nicken. Ich hatte einen solchen Kloß im Hals, dass ich kein Wort herausbekam.

Britta hatte keine näheren Angehörigen, die ich hätte anrufen können. Stattdessen sagte ich dem Hausmeister Bescheid und bat ihn, in ein bis zwei Stunden vorbeizukommen. Es sind die Hausmeister, die die Toten in den Kühlraum bringen, der an einem der Verbindungstunnel unter dem Krankenhaus liegt.

Es war nach neun, als ich mich wieder meinen Aufgaben widmen konnte. Ich musste einen Zacken zulegen, um mit allem fertig zu werden, bis um Viertel vor zehn die Nachtschwester erschienen. Trotzdem war ich nicht fertig, als sie auftauchten. Ich versuchte, mich damit zu entschuldigen, dass so viel zu tun gewesen sei, aber die Nachtschwester fiel mir unwirsch ins Wort: »Wir haben nachts auch zu wenig. Es ist nicht vorgesehen, dass wir die unerledigten Aufgaben der Spätschicht auch noch übernehmen.«

Ich verkniff mir eine Antwort. Nach der Übergabe machte ich auf der Station mit der Arbeit weiter. Als ich fertig war, sah ich den Hausmeister ein Bett abholen. Um diese Tageszeit begegnete man keinen Patienten mehr auf den Gängen, aber trotzdem waren Laken und Decke ordentlich über das Gesicht der Toten gezogen. Britta war so klein und dünn gewesen, dass kaum zu sehen war, dass jemand unter der Decke lag.

Es war nach elf, als ich durch das Portal des Krankenhauses wankte und mein Fahrrad aufschloss. Glücklicherweise wohnte ich ganz in der Nähe. Mit dem Fahrrad brauchte ich nur fünf Minuten. Am Abend war es kalt geworden, und die Temperatur betrug fünf Grad unter null. Ein eisiger Wind wehte vom Meer. Das einzig Gute daran war, dass ich beim Fahrradfahren wieder etwas munterer wurde.

Es war wunderbar, nach einer heißen Dusche ins Bett zu fallen. Mir fielen vor Müdigkeit fast schon die Augen zu, da hörte ich eine Stimme sagen: »Die Hosen.«

Es war Brittas Stimme. Plötzlich war ich hellwach. Schlagartig wurde mir bewusst: Ich hatte vergessen, Britta die Unterhosen anzuziehen, bevor sie in den Kühlraum gebracht wurde.

Es hätte keinen Sinn gehabt, die Nachtschwester anzurufen und sie darum zu bitten, mir bei der Einlösung meines Versprechens behilflich zu sein. Das hätte diesem Muffel nur Munition gegeben, sich wirklich zu beschweren.

Ich konnte Britta auch nicht bis zum Morgen warten lassen. Bis dahin war sie unserem Herrgott sicher schon gegenübergetreten. Ohne Hosen.

Resolut rief ich den Hausmeister an. Seine Durchwahl hatte ich im Kopf. Natürlich war er sehr erstaunt, als ich ihm mein Anliegen vorbrachte. Aber schließlich war er damit einverstanden, mich zum Kühlraum zu begleiten und aufzuschließen.

Es war sicher nur Einbildung, aber ich fand, dass die leeren Straßen etwas Erschreckendes hatten. Der schmutzige Schneematsch reflektierte keinerlei Licht. Außer mir war keine Menschenseele unterwegs. Trotzdem hatte ich das Gefühl, unsichtbare Augen würden mich aus den dunklen Hauseingängen und engen Gassen verfolgen. So schnell es mit meinem alten Crescent-Fahrrad ging, raste ich zurück zum Vasa Krankenhaus.

Ganz außer Atem stürzte ich in die Hausmeisterloge. In dieser Nacht hatte Kent aus Småland Dienst. Die Arbeit als Hausmeister war für ihn nur ein Nebenjob, tagsüber studierte er Journalistik.

»Willst du erst noch eine Tasse Kaffee?«, fragte er.

Atemlos schüttelte ich nur den Kopf.

»Nein... nein, danke. So schnell wie möglich... will ich...«, brachte ich gerade noch über die Lippen.

»Okay. Hast du einen Slip dabei?«, fragte er und stand von seinem Stuhl auf.

»Nein. Wir müssen vorher noch auf die Station. Die Nachtschwester wird sicher stinksauer sein!«

Kent sah mich freundlich an. Er hatte lockiges rotes Haar und trug eine modische Pilotenbrille. Nachdenklich kratzte er sich am Kopf.

»Du brauchst nicht hochzugehen. Ich habe einen Schlüssel zum Wäschelager. Wir können uns dort einen holen.«

Vor lauter Erleichterung hätte ich ihm um den Hals fallen können. Aber dafür war keine Zeit. Rasch gingen wir durch den Tunnel zum Wäschelager. Kent schloss auf, und ich schnappte mir eine Unterhose, Krankenhausmodell – was im Übrigen reißenden Absatz fand, denn es war wahnsinnig bequem, wenn auch ganz und gar unelegant. Die Hose hatte eine blaue Borte, und ihre Beine reichten fast bis zu den Knien. Doch die Patienten liebten sie.

Ich drückte die Unterhose an die Brust und folgte Kent zum Kühlraum. Er schloss auf und begleitete mich hinein. Zusammen zogen wir Britta die große Unterhose an. Sie war so mager, dass sie fast in ihnen verschwand. Als wir ihr Nachthemd wieder gerade gezupft hatten und sie wieder ordentlich dalag, sah sie schön und friedlich aus. Aus einem Reflex heraus tätschelte ich ihre kalte Wange.

Als ich wieder nach Hause radelte, schien die Dunkelheit merkwürdigerweise nicht mehr gar so bedrohlich. Ich ging sofort ins Bett. Kurz vor dem Einschlafen spürte ich, wie mir jemand ganz sachte über die Wange streichelte. Als ich die Augen aufschlug, sah ich ganz deutlich Brittas Gesicht vor mir. Sie lächelte und sah gesund und fröhlich aus. Eine

Sekunde später war ihr Bild verschwunden. Im Zimmer hing jedoch der schwache Duft von 4711.

Jenseits von Cyberspace

Oven hatte sich wirklich auf die Pensionierung gefreut. Im Herbst wollte er mit Anna in den Süden reisen und dann im Sommerhalbjahr mit dem Auto durch Schweden fahren. Neue Interessen hatten sie sich ebenfalls zulegen wollen. Anna wollte Aquarellmalerei betreiben und Sven mit der Ahnenforschung beginnen. Endlich würden sie Zeit für sich, das Haus und den Garten haben.

Nichts kam so, wie sie es geplant hatten.

Ein Jahr vor Svens Pensionierung starb Anna rasch und unerwartet.

Glücklicherweise hatte er noch seine Arbeit bei einem Bauunternehmen. Dort traf er seine Kollegen und konnte seine düsteren Gedanken für einige Stunden vergessen. Wenn er abends zu seinem stillen und dunklen Haus zurückkehrte, stand die Einsamkeit hinter der Tür und erwartete ihn.

Die Einsamkeit war das Schlimmste. Anna und er hatten keine Kinder. Ihre Eltern waren tot, und mit den wenigen Verwandten hatten sie auch keinen Umgang gepflegt. Natürlich besaßen sie einige Bekannte, aber keine engeren Freunde. Anna war die kontaktfreudigere von den beiden gewesen. Ihm hatte es gefallen, am Wochenende friedlich zu Hause zu sitzen. Die Arbeit als Polier hatte ihn all seine Zeit und Kraft gekostet.

Und jetzt hatte der letzte Rest von Geselligkeit auch noch ein Ende. Er war mit Anna aus seinem Leben verschwunden.

Die Pensionierung war dann die Hölle. Ein Essen in einem vornehmen Restaurant und ein Geschenk – eine Schale aus Kristallglas –, dazu eine Ansprache. Er hatte sich ziemlich

betrunken. Soweit er sich erinnern konnte, war dies das letzte Mal gewesen, dass er gelacht hatte.

Am Tag darauf war er verkatert gewesen. Die Leere drohte ihn zu ersticken. Das Telefon war verstummt. Er hatte aufgehört zu existieren.

Er brauchte fast ein Jahr, um seine Depression zu überwinden. Er hatte sich gezwungen, einen Kurs in Genealogie zu besuchen. Er wunderte sich, wie sehr ihn dieses Thema fesselte. Langsam begann er, sich auf den Unterricht am Dienstagvormittag zu freuen. Neben den Methoden der Ahnenforschung lernte man auch, mit einem Computer umzugehen. Er surfte gern im Internet und nahm so Kontakt mit anderen Leuten auf, die sich ebenfalls für Ahnenforschung begeisterten. Inspiriert von seinen neuen Kenntnissen kaufte er sich einen PC und legte sich einen Internetanschluss zu. Er benutzte den Computer zwar nicht oft, aber ab und zu machte es ihm Spaß, online zu gehen.

Der Unterricht endete immer mit einem gemeinsamen Kaffeetrinken. Mit der Zeit hatte er einige der anderen Teilnehmer näher kennen gelernt. Ein paar waren in der Tat richtig nett.

Bei einer dieser geselligen Runden teilte ein Kurskamerad freudestrahlend mit, seine Frau und er hätten eine Wohnung in Fridendamm bekommen. Dies war das begehrteste Viertel der Stadt, gepflegt und ruhig und dabei äußerst zentral.

Die niedrigen Mietshäuser grenzten an einen wunderschönen Park mit einem Teich, dem Fridendamm.

Sven hatte schon oft erwogen, sein Haus gegen eine Wohnung in Fridendamm einzutauschen. Vorsichtig fragte er, an wen man sich wenden müsse, wenn man eine Wohnung in dieser Gegend suche. Sein Kurskamerad lachte und sagte:

»Wir haben acht Jahre auf unsere Wohnung gewartet! Man kann sich von der Wohnungsbaugesellschaft auf eine Liste setzen lassen. Dann gilt es, sich in Geduld zu fassen. Die Mieten sind dort noch recht erschwinglich.«

Acht Jahre Wartezeit. Sven wäre fast fünfundsiebzig, wenn er eventuell an die Reihe kam.

Erst schlug er sich die Sache aus dem Kopf. Er hatte fünfunddreißig Jahre in seinem Haus gewohnt und konnte genauso gut dort wohnen bleiben. Umziehen war lästig und außerdem teuer.

Mit Macht redete er sich ein, wie klug es sei, nicht umzuziehen. Gleichzeitig wurde ihm eins immer deutlicher: Der Garten machte zu viel Arbeit. Das Haus war zu groß. Seine Leere und die vielen Erinnerungen, die in seinen Mauern hingen, wurden übermächtig. Außerdem lag es ein Stück vom Zentrum entfernt. Er war auf sein Auto angewiesen, um zu den Geschäften, zum Zahnarzt, ins Ärztehaus, eigentlich überallhin zu kommen. Und wenn er einmal nicht mehr Auto fahren konnte? Undenkbar!

Er sollte wirklich ins Zentrum ziehen.

Der Entschluss reifte in einem kalten und schneereichen Winter.

Er würde umziehen.

Am ersten Werktag im März ging er zur Wohnungsbaugesellschaft, um sich auf die Warteliste setzen zu lassen.

»Fridendamm?«, sagte die Dame auf der Verwaltung und lächelte.

Sie schrieb etwas in ihren Computer.

»Könnte es nicht auch eine andere Gegend sein? Ich meine... für Fridendamm müssen Sie etliche Jahre Wartezeit in Kauf nehmen.«

Er schüttelte den Kopf. Fridendamm oder gar nicht! Mit einem ausdrucksvollen Seufzer klickte die Dame ein Kästchen an.

Dann nickte sie ihm zu und sagte: »Das wäre erledigt. Sie stehen auf der Warteliste. Wir lassen von uns hören.«

Ihr Blick verriet ihm, dass es für ihn dann ohnehin zu spät sein würde.

Obwohl ihn ihr Verhalten kränkte, war er zufrieden, diesen Schritt gewagt zu haben. Jetzt stand er zumindest auf der Warteliste.

»Am besten meldest du dich jetzt schon an, wenn du mitfahren willst. Dann kommst du vielleicht in zwei Jahren mit.«

Sein neuer Freund aus dem Genealogiekurs redete über den anderen Kurs, an dem er teilnahm. Donnerstagabends übte er sich mit seiner Frau im Weinverkosten. Sie besuchten den Kurs jetzt schon das zweite Jahr und planten an einer Busreise an die Loire teilzunehmen. Es gab immer doppelt so viele Anmeldungen wie Plätze im Bus.

Sven konnte sich mit Weinen nicht aus. Vielleicht war so ein Kurs auch etwas für ihn? Die Reise kam ihm ebenfalls interessant und unterhaltsam vor. Plötzlich sehnte er sich danach, Neues zu entdecken und auf Reisen zu gehen. Aber allein zu verreisen, machte keinen Spaß. Eine Busreise mit Leuten, die er schon kannte, war verlockender. Und wahrscheinlich befanden sich einige Reiseteilnehmer in derselben Situation wie er.

Am Tag darauf meldete er sich telefonisch für den Weinkurs und die Busreise an. Die Dame im Sekretariat des ABF, des Arbeiterbildungsbundes, meinte freundlich: »Mit dem Kurs gibt es kein Problem. Da haben wir noch Plätze. Bei der

Busreise müssen Sie sich darauf einstellen, ein oder zwei Jahre zu warten, bevor Sie mitfahren können.«

Zwei Jahre! Das war eine lange Zeit, aber er beschloss, sich trotzdem auf die Liste setzen zu lassen. Lieber später als gar nicht, tröstete er sich.

In der ersten Juniwoche rief jemand von der Wohnungsbaugesellschaft an und teilte ihm mit, gerade sei eine kleine Dreizimmerwohnung in Fridendamm frei geworden. Genau das, was er sich gewünscht hatte!

Erst brachte Sven kein Wort heraus. Dann überlegte er sich, ob ihn jemand zum Narren halte. Es war erst drei Monate her, dass er den Antrag gestellt hatte. Fast hätte er gesagt: »Aber die Wartezeit sollte doch mindestens acht Jahre betragen.« Aber dann besann er sich. Stattdessen vereinbarte er wie in Trance einen Besichtigungstermin für den nächsten Tag.

Die Wohnung, eine Eckwohnung mit einem Balkon nach Süden, lag ganz oben in der dritten Etage.

»Vermutlich die beste Wohnung hier im Haus. Erst letztes Jahr renoviert. Küche und Badezimmer sind neu. Die Zimmer sind alle frisch tapeziert. Der Fußboden ist neu verlegt«, sagte der freundliche junge Mann von der Wohnungsbaugesellschaft.

Sven war sprachlos. Die Wohnung war perfekt. Er brauchte nur noch einzuziehen.

Als hätte er Svens Gedanken gelesen, meinte der junge Mann: »Am ersten August können Sie einziehen.«

Sven würde sein Haus zum ersten September verkaufen können. Und er hatte noch einen letzten Sommer darin, um in Ruhe zu packen und auszusortieren.

»Ich nehme die Wohnung«, sagte er.

In der Woche vor Mittsommer ging der Verkauf von Svens Eigenheim über die Bühne. Er hatte den gewünschten Preis erzielt und besaß plötzlich Ersparnisse auf der Bank. Die Käufer, ein junges Paar, hatten nichts dagegen, mit dem Umzug bis September zu warten.

Manchmal fragte er sich nervös, ob sie von der Wohnungsbaugesellschaft bei ihm anrufen würden, um ihm zu sagen, alles sei ein Irrtum gewesen. Aber niemand meldete sich bei ihm. Er konnte in Ruhe weiter packen und alles aussortieren, was er nicht mitnehmen wollte. Er konzentrierte sich ganz und gar auf den Umzug und dachte an kaum etwas anderes.

Deswegen war der Brief in der ersten Augustwoche fast so etwas wie ein Schock für ihn.

»Hiermit teilen wir Ihnen mit, dass Sie zu den Teilnehmern unserer beliebten Weinreise an die Loire gehören!

Abfahrt vom Stora Torget am 20. September um 9 Uhr. Am 30. September sind wir wieder um ca. 19 Uhr zurück.

Das detaillierte Programm verschicken wir in einem Monat.«

Er durfte mitfahren! Wie durch ein Wunder war plötzlich alles so gekommen, wie er es sich gewünscht hatte. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl, Glück zu haben. Er war ein Glückspilz! Ein richtiges Sonntagskind!

Die Busreise nach Frankreich war durch und durch geglückt. Natürlich gab es einige Leute, die an allem etwas auszusetzen hatten, aber so war das schließlich immer. Die meisten Teilnehmer waren sehr nett. Eine Frau hatte es Sven vor allem angetan. Sie war klein und mollig und hatte ein liebes Gesicht. Ihr Lachen war ansteckend, und sie lächelte und lachte oft.

Sven bekam gute Laune, wenn er sie nur sah. Je besser er sie kennen lernte, umso wärmer wurde es ihm ums Herz. An einem der letzten Abende, den sie auf einem Weingut an der Loire verbrachten, erkannte er, dass sie genauso empfand wie er.

Auch nach der Reise trafen sie sich regelmäßig. Sie hieß Eva und war seit sechs Jahren geschieden. Ihre drei Töchter wohnten in der Stadt und hatten Eva sieben Enkelkinder geschenkt. Da Eva gerne viel Zeit mit ihren Kindern und Enkeln verbrachte, hatte Sven immer noch sehr viel Zeit für sich. Das war schön. Er hatte keine große Lust, sich von Evas großer Familie vereinnahmen zu lassen. Sie wohnten getrennt und waren trotzdem zusammen. Es war perfekt.

Nach Weihnachten merkte er, dass seine Augen schmerzten, besonders das rechte. Vielleicht brauchte er eine neue Brille? Er konnte sich nicht erinnern, wann er die letzte gekauft hatte. Es war mindestens acht Jahre her. Resolut ließ er sich einen Termin beim Optiker geben.

»Das sollte sich ein Augenarzt ansehen«, meinte der Optiker.

Er hatte einen Sehtest gemacht und war dabei, den Augendruck zu messen.

»Ein Augenarzt?«, fragte Sven beunruhigt.

»Ja. Sie haben einen sehr hohen Druck im rechten Auge. Im linken ebenfalls. Am schlimmsten ist es jedoch im rechten. Ich gebe Ihnen eine Überweisung.«

»Star in beiden Augen. Das rechte müssen wir sofort operieren.«

Der Augenarzt erklärte ihm, wie die Operation ablaufen würde. Da sein rechtes Auge in einem so schlechten Zustand war, wurde ihm äußerste Priorität eingeräumt.

»Diese Operationen führen wir immer samstags durch. Anschließend können Sie sich eine Weile ausruhen, und dann werden Sie nach Hause entlassen. Das Beste wäre, wenn Sie jemand fahren könnte.«

»Das lässt sich vermutlich einrichten«, meinte Sven.

Eva hatte ein Auto und würde ihn sicher abholen. Er hatte Angst vor der Operation, sah aber ein, dass sie notwendig war. Sein Auge schmerzte ständig.

»Machen Sie sich trotzdem auf eine Wartezeit von mindestens drei Monaten gefasst«, lauteten die letzten Worte des Arztes.

Zwei Wochen später rief die Sprechstundenhilfe bei ihm an.

»Jetzt ist es so weit. Wir operieren das rechte Auge. Sie haben Samstag um neun einen Termin. Ich schicke Ihnen ein Merkblatt, auf dem steht, worauf Sie achten müssen«, sagte sie.

Sven hatte ein seltsames Gefühl, als er auflegte. Wie war es nur möglich, dass er so schnell an die Reihe gekommen war? Natürlich fand er es angenehm, dass das Auge operiert wurde, aber es erschien ihm merkwürdig, dass es plötzlich überhaupt keine Wartezeit mehr gab. Er schob diesen Gedanken beiseite und bereitete sich auf die Operation vor.

Die Operation verlief problemlos. Der Arzt verwendete Laser, und Sven benötigte nur eine örtliche Betäubung. Am schlimmsten war die Woche danach. Das Auge tat weh, und er nahm nur Schatten und Helligkeit wahr.

Bei der Kontrolluntersuchung schlug die Ärztin vor, ihn für die Operation des anderen Auges auf die Warteliste zu setzen, aber Sven zögerte.

»Ich will noch warten und sehen, wie dieses Auge verheilt«, meinte er.

»Natürlich. Ich verstehe, dass Sie das alles im Augenblick etwas anstrengend finden, aber ich verspreche Ihnen, dass es Ihnen in ein paar Tagen bereits besser gehen wird«, sagte die Ärztin.

Sie verschrieb ihm Augentropfen und gab ihm das Rezept.

»Warten Sie mit dem anderen Auge nicht zu lange. Im Augenblick beträgt die Wartezeit acht bis neun Monate«, sagte sie.

Die Augenärztin behielt Recht. Allmählich sah er besser, und die Schmerzen verschwanden. Einen Monat später bekam er eine neue Brille und sah sehr viel besser als vorher.

Als Sven und Eva Last-Minute nach Kreta reisten, war es in Schweden noch kalt. Schneematsch lag auf den Straßen. Auf Kreta hatte der Frühling bereits begonnen. Die Insel war ein einziges Blütenmeer. In Shorts und Händchen haltend wie Jungverliebte gingen sie spazieren. Ferien weit weg vom schwedischen Winter waren wunderbar. Sie genossen jeden Tag in vollen Zügen.

Der einzige Schönheitsfehler bestand darin, dass Svens linkes Auge jetzt ebenfalls zu schmerzen begann. Das grelle Licht machte ihm trotz Sonnenbrille zu schaffen. Er kannte diesen Schmerz. Offenbar war es an der Zeit, dieses Auge ebenfalls operieren zu lassen.

Eva runzelte die Stirn und sagte gespielt streng: »Du vereinbarst sofort einen Termin, wenn wir nach Hause kommen.«

Sven nahm ihre Hand und drückte ihr einen Kuss auf den Handrücken.

»Ja. Versprochen, meine Schöne.«

Sie lächelten sich an und setzten ihre Strandwanderung fort.

Die Maschine war erst spät gelandet. So kam Sven erst um halb eins ins Bett. Deswegen schlief er am nächsten Morgen länger. Das hartnäckige Klingeln des Telefons weckte ihn.

»Ha... Hallo?«, murmelte er schlaftrunken in den Hörer.

»Sind Sie Sven Nilsson?«, zwitscherte eine Frauenstimme.

»Klar... ich meine... ja.«

»Es ist jetzt Zeit für die Operation des zweiten Auges. Wäre Ihnen Samstag in zwei Wochen recht?«

Mit einem Mal war Sven hellwach.

»Hallo? Sind Sie noch da?«, ließ sich die muntere Stimme der Krankenschwester wieder vernehmen.

Er sammelte sich und antwortete: »Doch. In... zwei Wochen, das passt gut.«

»Ausgezeichnet. Dann schicke ich Ihnen wie beim letzten Mal ein Merkblatt und die genaue Zeit«, sagte sie.

Nachdem er aufgelegt hatte, blieb er noch lange liegen und starrte an die Decke. Seine Gedanken gingen im Kreis. Wie war das möglich? Den Entschluss hatte er doch erst vor wenigen Tagen auf Kreta gefasst! Er hatte doch noch gar nicht anrufen können. Wie konnte es da sein, dass sie ihm plötzlich einen Operationstermin anboten? Außerdem war von mindestens acht Monaten Wartezeit die Rede gewesen!

Ging das noch alles mit rechten Dingen zu? Wieso kam er bei allem immer so viel schneller dran?

Es gab niemanden, mit dem er darüber hätte reden können. Er wollte auch nicht das Bild zerstören, das Eva sich von ihm gemacht hatte: erfolgreicher Mann, dem immer alles gelingt. Plötzlich vermisste er Anna.

Auch die zweite Operation glückte. Die Unannehmlichkeiten danach waren sogar leichter zu ertragen als beim ersten Mal. Bald verlief der Alltag wieder in seinen gewohnten Bahnen.

Eines Vormittags Ende Oktober klingelte es an der Wohnungstür. Sven war gerade mit dem Abwasch des Frühstücksgeschirrs fertig und trocknete sich die Hände am Küchentuch ab, als er aufmachen ging.

Erstaunt sah er zwei junge Sanitäter mit einer Trage vor seiner Tür stehen.

»Morgen! Wir sollen Sven Nilsson abholen«, sagte der eine.

Er lächelte und machte Anstalten einzutreten.

»Aber... da muss ein Irrtum vorliegen«, stammelte Sven.

Die beiden Männer mit Kurzhaarschnitt hielten inne und sahen sich an.

»Klar, es stimmt. Wir kommen fast eine Stunde zu früh, aber der vorige Transport ist ausgefallen. Deshalb sind wir so zeitig«, sagte der Sanitäter geduldig.

Wieder wollten sie eintreten, aber Sven versperrte ihnen den Weg.

»Sie verstehen nicht! Ich bin Sven Nilsson!«, rief er.

Die Sanitäter hielten inne.

»Sie sind Sven Nilsson? Wieso hat Ihnen jemand einen Krankenwagen bestellt?«, sagte der, der noch im Treppenhaus stand.

Seine Stimme klang erstaunt und verärgert. Sven holte tief Luft und sagte dann: »Das sage ich ja. Sie haben sich geirrt! Ich bin nicht krank und will auch nirgendwohin, schon gar nicht mit dem Krankenwagen!«

Jetzt stellten die beiden die Trage ab. Der Mann, der in der Tür stand, fischte einen Zettel aus der Brusttasche seines Overalls.

»Hier steht es schwarz auf weiß: Sven Nilsson. Und die Adresse stimmt auch«, sagte er nachdrücklich.

Er reichte Sven den Zettel, damit sich dieser selbst davon überzeugen konnte. Mit zitternden Händen betrachtete ihn Sven. Ganz richtig: Da standen sein Name und seine Adresse. Abholtermin war allerdings eine Stunde später. Der Name über seinem war durchgestrichen. Die beiden hatten Recht.

Da fiel sein Blick auf das Fahrtziel.

»Du meine Güte! Sollten Sie mich zur Notaufnahme fahren?«

»Ja. Aber das scheint ja nicht nötig zu sein. Sie wirken durchaus so, als würden Sie den Weg dorthin mühelos alleine schaffen.«

»Genau. Wie Sie sehen, muss es sich um einen Irrtum handeln«, sagte Sven und zwang sich zu einem Lächeln.

»Klar. Aber so etwas Merkwürdiges ist mir noch nie vorgekommen. Ein bestellter Krankentransport, der überhaupt nicht nötig ist. Wirklich merkwürdig. Rufen Sie halt an, falls es Ihnen plötzlich schlechter geht«, meinte der in der Tür grinsend.

»Tu ich, falls das nötig sein sollte. Vielen Dank«, erwiderte Sven.

Er schloss die Tür und hörte, wie die Sanitäter die Treppe hinuntergingen.

Um auf andere Gedanken zu kommen, setzte er sich an den Computer, um zu surfen. Das beruhigte seine Nerven. Er hatte jemanden in Seattle aufgetan, der möglicherweise der Sohn eines Cousins seines Vaters war. Er war also möglicherweise ein Cousin zweiten Grades, Geschwisterkinder, so hatte das Anna immer genannt, weil es in Värmland, wo sie herkam, so hieß. Eine Weile lang vergaß er alle Ungereimtheiten, die Wartelisten betrafen.

Plötzlich machte der Computer kling, und ein hellgrau unterlegtes Fenster tauchte auf. Erstaunt las er:

»Sven! Du hättest den Krankenwagen nicht wegschicken sollen! A.«

A.? So hatte sie immer ihre Mitteilungen an ihn unterschrieben. Was war da los? Er konnte den Gedanken nicht zu Ende denken, denn ein wahnsinniger Schmerz strahlte in seinen linken Arm und pflanzte sich über den Hals in den Unterkiefer fort. Er konnte nicht einmal schreien. Sein Herz pochte wie wild, und es tat so weh, so weh! Es gelang ihm noch, vom Stuhl aufzustehen, dann brach er zusammen. Noch ehe er auf dem Boden aufkam, hatte sein Herz aufgehört zu schlagen.

Das hellgraue Fenster verschwand vom Monitor. Der Computer seufzte tief. Aber das hörte niemand mehr.

Das Wasser der Liebe

Es war von Anfang an eine lächerliche Idee gewesen. Wie hatte ich mir nur einbilden können, dass mir ein Ausflug nach Kopenhagen mitten im Dezember gut tun würde? Eines unserer Weihnachtsrituale. Wohlgemerkt: Unserer. Aber nun fuhr ich alleine los. Eine geschiedene Autorin mittleren Alters zwischen zwei Büchern.

In der verzweifelten Hoffnung, meine Lust am Schreiben zu neuem Leben zu erwecken, hatte ich mich zu einem verlängerten Wochenende im weihnachtlich geschmückten Kopenhagen entschlossen. Das hatten mein Exmann und ich die letzten zehn Jahre unserer Ehe immer so gemacht. Wir hatten dort Weihnachtsgeschenke gekauft, waren schön essen gegangen und durch die Straßen flaniert und hatten uns die Weihnachtsdekoration in den Schaufenstern und das allgemeine Gewimmel angesehen. Gelegentlich hatten wir ein Museum oder eine Kunstaussstellung besucht. Wir waren wirklich auf unsere Kosten gekommen. Das vorweihnachtliche Kopenhagen war der perfekte Ort, um sich zu entspannen und wieder zu Kräften zu kommen. Deswegen hatte ich ein Zimmer in dem Hotel reserviert, in dem wir immer gewohnt hatten, und mir eine Fahrkarte gekauft.

Ich musste mich innerlich auf mein nächstes Buch vorbereiten. Ich musste es nach Weihnachten in Angriff nehmen, denn der Verlag wollte, dass ich es spätestens Ende des Frühjahrs abgab. In einem Anfall von Übermut hatte ich außerdem einer Frauenzeitschrift für den nächsten Sommer eine Fortsetzungsgeschichte versprochen. Mein Metier sind Frauen- und Liebesromane. »Kioskliteratur und

Groschenromane«, sagte mein alter Schwedischlehrer auf dem Gymnasium immer dazu und schnaubte so verächtlich, dass sein Schnurrbart zitterte. Meine Bücher verkaufen sich so gut, dass ich davon leben kann, aber angesehene Literaturpreise und Stipendien habe ich mit ihnen nicht gewonnen. Mir blieb nie eine andere Wahl, als weiterzuschreiben, um über die Runden zu kommen. Bisher ging es meist gut, aber das letzte Buch erwies sich als eine zähe Angelegenheit. Es widerstrebt einem, romantische Verwicklungen zu beschreiben und diese dezent mit Sex anzureichern, wenn das eigene Leben weder mit dem einen noch dem anderen aufwarten kann.

Es regnete, als ich noch etwas verschlafen in Göteborg in den Zug stieg, und es regnete immer noch, als ich in Kopenhagen auf dem Hauptbahnhof eintraf. An diesem Freitagvormittag war sehr viel Verkehr. Der eiskalte Regen war sicher mit ein Grund dafür, dass es mir erst nach einer Viertelstunde gelang, ein Taxi zu ergattern. Als ich am Hotel ankam, war der Eingang von einer großen Zementmischmaschine versperrt. Das ganze Gebäude war eingerüstet und mit Plastikplanen verhüllt. Auf meinem Zimmer angelangt, spürte ich förmlich, wie das ganze Haus wackelte, so eifrig waren die Bauarbeiter am Werk. Sich erst einmal hinzulegen und ein Nickerchen zu halten, war undenkbar. Außerdem wollte ich mich ja eigentlich in das Getümmel der Großstadt werfen, um mich inspirieren zu lassen und wieder zu Kräften zukommen. Aber zuvor hängte ich noch ordentlich meine Kleider in den Schrank.

Die freundliche junge Dame an der Rezeption lieh mir einen Hotelschirm. Mein hellroter Wollmantel war zwar warm, würde die Feuchtigkeit jedoch aufsaugen wie ein Schwamm. Sollte ich vorübergehend verwirrt sein und nicht zum Hotel zurückfinden, so war auch das kein Problem. Der Name des Hotels stand in limonengrünen Buchstaben auf dem orangen Schirm geschrieben. Als ich aus dem Hotelfoyer trat und den

Schirm aufspannte, sah ich in der Glasscheibe neben der Tür mein Spiegelbild. In die Jahre gekommener Alt-Hippie, war mein erster Gedanke. Aber es war nicht zu ändern. Es goss in Strömen. Ich hatte keine Wahl.

Mit quietschenden Bremsen hielt ein Taxi vor dem Eingang. Es hielt mitten in der größten Pfütze, die man sich vorstellen kann. Kein Regenschirm auf der Welt konnte mich vor der Welle schützen, die nun über meine Schuhe und Hosenbeine schwappte.

»Schwachkopf!«, rief ich erbost.

Das Taxi rollte noch ein paar Meter weiter, damit die Fahrgäste nicht durch die Pfütze waten mussten. Die beiden hinteren Türen wurden geöffnet, und wer stieg aus? Mein Exmann mit seiner neuen Frau!

Vermutlich waren wir alle drei gleichermaßen verblüfft. Ich hatte ihn nicht mehr gesehen, seit die Scheidung vor zwei Jahren rechtskräftig geworden war, und ihr war ich nur einmal ganz flüchtig begegnet. Da unsere Söhne erwachsen sind und bereits von zu Hause ausgezogen waren, war die Scheidung recht unkompliziert. Ich kann zwar nicht behaupten, dass wir uns als dicke Freunde getrennt hätten, aber wir waren auch keine erbitterten Feinde. Er hatte mich ihretwegen verlassen. Zumindest war sie der Auslöser. Sie arbeitete bei seiner Bank und war zehn Jahre jünger als ich. Vermutlich hat mich das am meisten gekränkt, dass er mich für eine Jüngere verlassen hat. Ehrlich gesagt, hat er mir nicht besonders gefehlt. In den letzten Jahren war er immer langweiliger und träger geworden. Ich hatte mich oft darüber geärgert, dass es ihm so wichtig zu sein schien, dem Bild eines Bankers zu entsprechen: ordentlich gescheitelt, öder grauer Anzug, überkorrekt. Immer öfter ertappte ich mich dabei, dass ich mich in unserer Zweisamkeit einsam und isoliert fühlte. Mit größter Wahrscheinlichkeit

hätten wir uns auch scheiden lassen, wenn diese Blondine nicht in seiner Bank aufgetaucht wäre.

In unserem Reihenhaus war es dann ziemlich einsam geworden. Aber mir hat Alleinsein noch nie etwas ausgemacht. Das ist eine der Voraussetzungen für meinen Beruf. Außerdem besitze ich einige wirklich gute Freunde.

Jetzt fiel mir auf, wie ähnlich sich die beiden waren. Das blondierte Haar trug sie streng zurückgekämmt in einem Knoten. Als sie mich erblickte, presste sie ihre schmalen, sorgfältig geschminkten Lippen zusammen. Sie trug einen glänzenden Pelzmantel und teure Lederstiefel, die sich schlecht für Regenwetter zu eignen schienen.

»Du hier?«, sagte mein Ex wenig begeistert.

»Wie du siehst«, erwiderte ich munter.

Wie dumm ich gewesen war! Schließlich war er ein extremer Gewohnheitsmensch. Es lag auf der Hand, dass er in der Vorweihnachtszeit mit ihr nach Kopenhagen fahren würde, und natürlich war er zu faul, sich ein neues Hotel zu suchen! Und ich war kein bisschen besser. Von den Hunderten Hotels in Kopenhagen hatte ich natürlich das ausgesucht, in dem er mit größter Wahrscheinlichkeit ebenfalls wohnen würde. Ich hätte mich ohrfeigen können. Währenddessen überlegte ich mir krampfhaft, was ich als Nächstes sagen sollte. Glücklicherweise ließ mich meine Fantasie nicht im Stich.

»Es gab kein anderes Zimmer. Alles war ausgebucht«, meinte ich unbekümmert.

Er sah mich misstrauisch an, während er die Koffer auslud.

»Ach so. Und was hast du für Pläne?«, fragte er säuerlich.

Das geht dich nichts an, hätte ich fast geantwortet, aber jetzt war meine Fantasie so richtig in Schwung gekommen.

»Ich treffe jemanden, und zwar nicht irgendwen.«

Dabei lächelte ich so strahlend wie möglich.

»Und wen?«

Verärgert stellte ich fest, dass sein Erstaunen aufrichtig klang.

Statt zu antworten lächelte ich immer noch mein, wie ich mir einbildete, strahlendes und geheimnisvolles Lächeln.

»Viel Spaß«, sagte ich nur zu den beiden und nickte freundlich.

So wie die Neue ihre Lippen zusammenpresste, hatte ich den Verdacht, dass sie nicht recht daran glaubte. Vielleicht hat sie auch schon gemerkt, wie langweilig er ist, dachte ich schadenfroh, ohne mich im Mindesten dafür zu schämen.

Mit so viel Würde wie möglich ging ich, den bunten Regenschirm gegen den Wind gestemmt, meiner Wege. Der tropfnasse Hosensaum schlug mir gegen die Knöchel, und das Regenwasser schwappte in meinen Schuhen.

Planlos lief ich herum. Nach einer Weile bemerkte ich, dass ich mich auf dem Strøget befand, dem idealen Ort für Weihnachtseinkäufe. Es waren diesmal nicht viele, für die ich Geschenke besorgen musste. Mein älterer Sohn und seine Freundin wollten Weihnachten nicht zu Hause feiern. Sie hatten im November eine Reise um die Welt begonnen. Vergangene Woche hatte ich eine Mail aus Australien, aus Melbourne, erhalten. Sie hatten in einem Restaurant Arbeit gefunden und beabsichtigten, noch mindestens zwei Monate »down under« zu bleiben.

Wahrscheinlich würde mich mein jüngerer Sohn Heiligabend besuchen, aber ganz sicher war das noch nicht. Bei seinem letzten Besuch hatte er etwas von »Solidarität mit der Dritten Welt«, »Konsumterror« und »keine Geschenke« gemurmelt. Aber egal. Ich wollte ihm einen schönen Pullover schenken. Handarbeiten wie Stricken hatten mich nie gereizt, ich würde den Pullover also kaufen müssen. Ein richtig schöner aus dem Magazin du Nord schwebte mir vor. Meiner Schwester Maggan gefielen edle Küchengeräte, und von denen hatte

Dänemark einige auf Lager. Einmal hatte ich für uns beide je eine Pfeffermühle aus Plexiglas und Stahl gekauft. Es dauerte drei Wochen, bis ich herausfand, wie sie sich zum Auffüllen öffnen ließ. Ihr Mann wünschte sich nur hochprozentige Geschenke. Auch das war in Dänemark kein Problem. Sonst gab es niemanden, für den ich ein Geschenk kaufen musste.

Ich flüchtete ins Möbel- und Haushaltswarengeschäft Illums Bolighus, wo ich meine nassen Füße und die Hose trocknen wollte. Als ich den Regenschirm zuklappte, bildete sich eine große Pfütze. Einen Augenblick lang fühlte ich mich wie eine grellbunte tropische Insel mitten im Ozean. Der einzige Trost bestand darin, dass alle anderen genauso nass waren wie ich. Klatschnass gingen alle herum und versuchten, sich für die neuesten Design- und Einrichtungstrends zu interessieren.

Nach einer halben Stunde zwischen Lampen, die aussahen wie Ufos, die eben gelandet waren, und Stühlen, auf denen man nicht sitzen durfte – kaum verwunderlich, denn keiner kostete weniger als dreißigtausend Kronen –, hielt ich den Zeitpunkt für gekommen, eine Kleinigkeit zu essen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich wieder hinaus in den Regen zu begeben.

Bei starkem Gegenwind ging ich auf die Helligåndskirke, die Heiliggeistkirche, zu und bog von dort in eine der schmalen Gassen zum Gråbrodretorv ein. An diesem Platz liegt das Peder Oxe, ein gemütliches und uriges Lokal, das bereits recht alt ist. Ein richtiges Touristenlokal – alle Schweden landeten dort –, aber das änderte nichts an der Tatsache, dass es hier gute Smørrebrød, die unendlich vielfältigen belegten Brote, und ein fantastisches Salatbüfett gab. Nach zehn Jahren im vorweihnachtlichen Kopenhagen hatte ich eine gewisse Routine. Es gelang mir tatsächlich, in dem vollen Lokal einen Platz zu ergattern. Ich murmelte: »Presse« und wedelte der Oberkellnerin, die an einem Pult stand, mit meinem

Bibliotheksausweis vor der Nase herum. Das funktionierte auch dieses Mal, und sie wies mir einen Platz an einem langen Tisch neben der Treppe an, die in den Keller zu den Toiletten führte. Aber zumindest war ich jetzt im Warmen.

Ich aß zwei Smørrebrød, probierte alles vom Salatbüfett und trank ein großes Carlsberg Hof. Allmählich hatte ich das Gefühl, dass meine Reise doch nicht ganz missglückt war. Zufrieden lehnte ich mich zurück und musterte die anderen Gäste. Fast sofort blieb mein Blick auf einem wohl bekannten Nacken neben der Tür hängen.

Mein Exmann. Natürlich. Über seine Schulter starrte mich seine Neue an. Ich staunte selbst, wie schnell ich mich fing, ein strahlendes Lächeln abfeuerte und fröhlich winkte. Ich bin mir zwar nicht sicher, ob ihr wirklich etwas im Hals stecken blieb, aber so sah es zumindest aus. Nach ihrer Miene zu urteilen eine Zitrone.

Wieder ein Riesenpatzer! Natürlich führte er sie in dieses Restaurant aus! Wir waren jedes Mal zum Mittagessen hergekommen. Um zu mir selbst zu finden, muss ich mich von allen alten Gewohnheiten befreien, dachte ich.

Vielleicht war diese Einsicht der Anfang von allem, was dann geschah.

Ich zahlte und stand auf. Da ich gezwungen war, an ihrem Tisch vorbeizugehen, um nach draußen zu kommen, blieb ich kurz stehen.

»Hallo! Da seid ihr ja wieder. Hier ist das Mittagessen wirklich immer Spitzenklasse. Ich muss weiter. Tschüs!«, sagte ich fröhlich.

Ehe sie noch etwas entgegen konnten, war ich schon vorbei und auf dem Weg in den Platzregen. Er war richtiggehend befreiend.

Hinter meinem Rücken hörte ich eine fast hysterische Frauenstimme: »Sie verfolgt uns! Sie will...«

Ich erfuhr nie, was sie mir unterstellte. Es interessierte mich auch nicht.

Nach zwei Stunden im vorweihnachtlichen Gedränge im Magasin du Nord war ich müde und hatte Durst. Es war regelrecht angenehm, sich wieder den Wind um die Ohren blasen zu lassen. Der Regen hatte nachgelassen. Ohne den Regenschirm aufzuspannen, ging ich über den Kongens Nytorv zu meiner Lieblingsbar am Nyhavn, als mir dämmerte, was ich gerade vorhatte. Unsere Lieblingsbar! Ich blieb wie angewurzelt stehen und kehrte dann um. Es galt, mit allen alten Gewohnheiten zu brechen!

Da fiel mein Blick auf Hviids Weinstube. Seit dem 18. Jahrhundert lag sie an derselben Straßenecke. Mein Ex hatte da nie reingewollt, weil er Zigarettenrauch nicht vertrug. Der ideale Ort also, um ihm aus dem Weg zu gehen!

Energisch stieß ich die Tür auf und schaute in das belebte Lokal. Es war sehr gut besucht, und der Zigarettenqualm lag beruhigend dicht. Das Ambiente überzeugte mich sofort, und ich beschloss, einen freien Platz zu suchen. Das würde nicht leicht werden, denn das Lokal war wirklich knallvoll. Wer keinen Platz gefunden hatte, drängte sich um den Tresen, und diejenigen, denen es gelungen war, einen der Bistrostühle zu ergattern, saßen dicht an dicht um die kleinen Tische herum. Ich merkte, dass die Weinstube auch noch aus mehreren kleineren Räumen hinten bestand, alles im Halbdunkel, mit niedriger Decke und einem ziemlich hohen Lärmpegel.

Langsam und geduldig schob ich mich immer weiter nach innen. Ganz hinten im hintersten Zimmer entdeckte ich schließlich einen freien Tisch. Er war rund und erstaunlich klein. Höchstens zwei Personen fanden an ihm Platz. Mit einem erleichterten Seufzer ließ ich mich auf den wackligen Stuhl sinken und stellte meine Tüten auf die mit einem abwaschbaren Stoff bezogene Bank, die die Wand entlanglief.

Die ganze Zeit schauten Leute auf der Suche nach einem Sitzplatz in meine Ecke. Aber da sie immer mindestens zu zweit waren, setzte sich niemand zu mir. Ein Kellner mit einer langen schwarzen Schürze, weißem Hemd und schwarzer Fliege kam an meinen Tisch und erkundigte sich nach meinen Wünschen.

»Ein Carlsberg Hof und einen Gammeldansk«, antwortete ich.

Obwohl viel Betrieb war, schenkte er mir ein rasches Lächeln. Seine hellblauen Augen schimmerten plötzlich warm. Errötend erwiderte ich sein Lächeln. Ich war es überhaupt nicht mehr gewöhnt, dass Männer mich attraktiv fanden. Oder war mir das in den letzten Jahren nur einfach nicht mehr aufgefallen? Der Kellner war in meinem Alter und trug sein grau meliertes Haar recht lang. Es fiel ihm in einer widerspenstigen Welle in die Stirn. Während er sich durch die Menschenmassen einen Weg zur Bar bahnte, fiel mir auf, wie geschickt er sich bewegte. Vielleicht ist er früher Tänzer gewesen, dachte ich.

Plötzlich fiel mir auf, dass sich jemand zu mir an den Tisch gesetzt hatte. Ein Mann hatte auf der Bank Platz genommen. Ich war so damit beschäftigt gewesen, dem attraktiven Kellner hinterher zu starren, dass ich gar nicht bemerkt hatte, wie er sich gesetzt hatte. In seiner Ecke war es recht dunkel, aber mir fiel auf, dass er schon älter war, sicher über siebzig. Seine Hände, die auf der Tischplatte lagen, waren fleckig. Die harte Arbeit eines langen Lebens war ihnen anzusehen. Dünnes weißes Haar schaute unter der Schirmmütze hervor, die er sich tief in die Stirn gezogen hatte. Sein Gesicht war kaum zu erkennen. Auf seine Augen fiel kein Licht, und sein Mund verschwand hinter einem gestutzten weißen Bart. Obwohl es in der Weinstube sehr warm war, trug er Ölzeug. Mein Großvater hatte bei Sauwetter auch immer eine solche Jacke getragen.

Als Zöllner hatte er oft nachts gearbeitet. Wenn die Herbststürme um das Haus meiner Großeltern pfliffen, schaute er aus dem Fenster und sagte: »Heute Nacht brauche ich den Ölmantel.«

Da wussten wir dann, dass das Wetter wirklich schlecht war.

So einen Ölmantel trug der Mann an meinem Tisch. Ehe ich noch etwas sagen konnte, nickte er und meinte: »Ich bleibe nur einen Augenblick sitzen, um Ihnen eine Geschichte zu erzählen.«

Ich war so verblüfft, dass ich nur nickte. Sein Dänisch klang in meinen Ohren etwas ungewohnt, aber er sprach langsam, als wisse er, dass ich keine Dänin war. Vielleicht hatte er gehört, wie ich bestellt hatte.

»Es war damals, als ich noch auf den Färöern wohnte. Ich hatte dort eine Liebste, und die wollte nicht wegziehen. Wir heirateten, und ich zog dorthin. Das Dorf, aus dem sie kam, war klein und hieß Sandvågur. Es war für sein sauberes und frisches Wasser berühmt, das aus einer unterirdischen Quelle oben in den Bergen sprudelte. Am Fuße des Berges kam dieses Quellwasser an die Erdoberfläche. Dort lag das Dorf. In keinem der Nachbardörfer hatten sie so gutes Wasser, und alle waren sie neidisch auf uns. Aber sie schluckten ihren Ärger hinunter und holten sich das gute Trinkwasser bei uns. Die Quelle war ein Treffpunkt, an dem Klatsch und Neuigkeiten ausgetauscht wurden. Aus der ganzen Gegend kamen die Leute, und das Dorf gedieh. Es gab ein Wirtshaus und einen Laden. Mit zunehmendem Wohlstand beschlossen die Dorfbewohner, die Wege zum Dorf auszubauen. Das war auch nötig, denn die bestehenden waren kaum besser als Ziegenpfade. Der Wegebau gab den Dorfbewohnern Arbeit. Alles schien auf bessere Zeiten hinzudeuten, als plötzlich eine Katastrophe eintrat. Wie durch einen bösen Zauber versiegte das Wasser der Quelle. Anfänglich glaubten wir, dass das

Wasser zurückkehren würde. Aber das geschah nicht. Die Leute aus den Nachbardörfern blieben aus. Die Käufer verschwanden. Wirtshaus und Laden siechten dahin. Natürlich gruben wir neue Brunnen, aber die gaben nicht dasselbe gute Wasser wie die Quelle.«

Er machte eine kurze Pause, und ich hatte den Eindruck, dass er mich eingehend betrachtete. Gebannt von der Geschichte des Alten saß ich da. Seine Stimme war tief, heiser und monoton. Erstaunt stellte ich fest, dass ich jedes seiner dänischen Worte verstand, aber darüber dachte ich in diesem Augenblick nicht nach. Ich wollte einfach nur, dass er seine Erzählung fortsetzte.

»Die Zuversicht schwand aus dem Dorf. Gewiss sie hatten jetzt neue, schöne Wege, aber niemand benutzte sie. Als alles vollkommen aussichtslos schien, begann meine Frau von ihrem toten Vater zu träumen. Jede Nacht erwachte sie davon, dass er in der Mitte des Zimmers stand und sagte: ›Ich friere. Ihr müsst mich woandershin legen.« Erst wollte sie nicht erzählen, was sie bedrückte, aber schließlich konnte sie es nicht mehr für sich behalten. Eines Abends erzählte sie ihrer Mutter und mir von den Besuchen ihres Vaters. ›Du bist verrückt! Dein Vater ist schon fünf Jahre tot! Erzähl das bloß niemandem! Sonst sperren sie dich weg!«, sagte ihre Mutter. Aber jede Nacht kehrte der Tote mit derselben Botschaft zurück: ›Ich friere. Ihr müsst mich woandershin legen.« Schließlich ging meine Frau zum Pfarrer und erzählte ihm von ihren Träumen. Der Pfarrer war ein guter Mann und nahm sie ernst. Zusammen gingen sie zum Grab ihres Vaters. Es lag ganz oben auf dem an einem Hang gelegenen Friedhof mit weiter Aussicht über den Fjord. Den Platz hatte sich ihr Vater selbst ausgesucht, als er gespürt hatte, dass das Ende nahte. Sie sprachen ein Gebet, dann stand der Pfarrer lange mit gesenktem Kopf da. Schließlich schaute

er auf und sagte zu meiner Frau: »Folgendes soll geschehen. Wir öffnen das Grab und legen ihn an eine andere Stelle.«

Der Alte machte eine kurze Pause und betrachtete mich erneut. Es überlief mich kalt. Was für eine makabere Geschichte! Gleichzeitig interessierte mich brennend, was dort auf dem windigen Hang vorgefallen war.

»Es war Sommer und deshalb kein Problem, das Grab zu öffnen. Die Totengräber und der Pfarrer taten das an einem Freitagnachmittag. Am Vormittag hatten sie ein Stück entfernt eine frische Grube ausgehoben. Sie fanden den Sarg und konnten ihn ohne Missgeschick anheben. Dabei war ein platschendes Geräusch zu hören. Der Sargboden hatte im Wasser gestanden. Glücklicherweise war das Holz nicht verrottet. Während die Totengräber den Sarg zum neuen Grab brachten, sah der Pfarrer, wie sich das alte Grab mit Wasser füllte. Verließ dort eine Wasserader? Da diese direkt aus den Bergen kam, konnte es sich um gutes Wasser handeln. Als die Totengräber zurückkamen, bat sie der Pfarrer, oberhalb der Gräber eine Grube auszuheben. Der Pfarrer ging nach Hause, um ein paar saubere Einmachgläser zu holen. Als er auf den Friedhof zurückkam, waren die Totengräber mit dem Graben der Grube fertig. Rasch lief sie mit Wasser voll. Der Pfarrer füllte die Gläser, und die Männer probierten. »Das Wasser! Das Wasser!«, riefen sie wie aus einem Mund. Und tatsächlich! Das war Sandvågurs berühmtes Wasser. Die Dorfbewohner bauten eine Leitung, die, mit einem großen Umweg um den Friedhof, den Abhang hinabführte, und allmählich wurde das Dorf wieder zum wichtigsten Marktort der Provinz. Es gab viele Theorien, warum das Wasser verschwunden war. Am wahrscheinlichsten war, dass der Wegebau den Verlauf der Quelladern beeinflusst hatte.«

»Ein Hof und einen Gammeldansk, bitte schön!«

Ich machte einen Satz, als ich die Männerstimme an meinem Ohr hörte. Der gut aussehende Kellner sah mich überrascht an.

»Oh... entschuldigen Sie... natürlich. Ein Hof und... Sie wollen vielleicht auch ein Bier?«

Ich wandte mich wieder der Bank und dem Alten zu.

Die Bank war leer.

Der Alte war ebenso unbemerkt verschwunden, wie er gekommen war.

Auf meiner Schulter spürte ich eine warme Hand.

»Alles in Ordnung?«

Besorgt sah mich der Kellner an.

»Der alte Mann... Er hat mir eine Geschichte erzählt. Und dann war er auf einmal weg«, sagte ich etwas verwirrt.

Der Kellner schaute mich forschend an, und dann machte sich die Andeutung eines Lächelns auf seinem Gesicht breit.

»Sie hatten Glück. Dem bin ich auch schon begegnet.«

»Ach?«, war das Einzige, was ich über die Lippen brachte.

»Wir sollten uns ausführlicher über unseren gemeinsamen Freund unterhalten. Um sechs habe ich Feierabend. Wollen Sie mit mir zu Abend essen?«

Mit einem wildfremden Mann zu Abend essen? Das lief allem zuwider, was ich sonst... Bricht mit allen alten Gewohnheiten, flüsterte plötzlich eine innere Stimme.

»Ja, danke«, hörte ich mich sagen und war ganz erstaunt.

Wir vereinbarten, dass er mich um sieben in meinem Hotel abholen würde. Dann würden wir uns für ein Restaurant entscheiden. Lächelnd und winkend verschwand der Kellner wieder im Gewühl. Die Vorfälle der letzten Viertelstunde hatten mich so mitgenommen, dass die Hand, mit der ich das Gläschen Gammeldansk anhob, zitterte. Glücklicherweise wirkte dieser Tropfen stabilisierend auf meine ramponierten Nerven. In diesem Augenblick hatte ich es wirklich nötig.

Mir ging es wie einem Teenager vor dem ersten Date. Auf dem Weg zum Hotel kaufte ich in einer Parfümerie Wimperntusche und einen hellroten Lippenstift, dieselbe Farbe wie mein neuer Rollkragenpullover aus Angorawolle. Während meiner Ehe hatte ich nie ein Kleidungsstück aus Angorawolle kaufen können. Mein Ex hatte eine Tierhaarallergie.

Als ich um Punkt sieben die Hotelbar betrat, war ich aufgeregt und voller Vorfreude. Gespielt gleichgültig ließ ich meinen Blick über die Gäste der kleinen Bar schweifen und stellte enttäuscht fest, dass Ole noch nicht gekommen war. Ich wusste auch nicht, ob sie meinem Ex und seiner Blondine Essig in ihre Drinks gegossen hatten, aber so sahen sie aus, als sie mich entdeckten. Ich tat, als bemerkte ich sie nicht, ging zur Bar und setzte mich auf einen der lederbezogenen Hocker. Hinter dem Barkeeper sah ich mein Spiegelbild. Ausnahmsweise stellte es mich sehr zufrieden. Der Pullover mit dem weiten Rollkragen stand mir. Der schwarze Rock, der bis zu den Knöcheln reichte, und die Stiefeletten mit den hohen Absätzen waren dezent elegant. Frisur und Make-up waren ebenfalls geglückt. Der nächste diskrete Blick in den Spiegel ruinierte jedoch meine zufriedene Stimmung. Direkt hinter mir stand mein Exmann.

»Was denkst du dir eigentlich?«, fauchte er wütend.

Erstaunt drehte ich mich auf dem Barhocker um. Was meinte er damit?

»Du hast uns die ganze Zeit verfolgt! Wie hast du rausgekriegt, dass wir an diesem Wochenende nach Kopenhagen fahren? Hat Peter getratscht?«

Getratscht? Meinte er etwa, ich hätte unseren Sohn ausgehorcht, um herauszufinden, welche Pläne er und seine Neue hätten? Das war eine so unglaublich freche

Unterstellung, dass mir die Worte fehlten. Mit halb offenem Mund starrte ich ihn an. Mir fiel nichts Vernünftiges ein.

»Hallo! Hast du einen Bekannten getroffen?«

Aufgebracht, wie ich war, hatte ich gar nicht bemerkt, dass Ole gekommen war. Seine ruhige Stimme löste mich aus meiner Erstarrung.

»Stimmt. Aber es ist wirklich lange her seit dem letzten Mal. Schade, dass du schon gehen musst. Grüß deine Frau!«, sagte ich lächelnd.

Ich streckte die Hand aus und nahm die schlappen Finger meines Exmannes. Sein Gesicht erinnerte an einen ausgelatschten Schuh, und sein Blick irrte zwischen Ole und mir hin und her. Schließlich riss er sich zusammen und sagte lahm: »Ja... dann also... tschüs. Hat mich gefreut...«

Der Mann, mit dem ich vierundzwanzig Jahre verheiratet gewesen war, trollte sich zu seinem Ecktisch und seiner wartenden Zitrusblondine.

Ich war erstaunt, dass Ole meine Hand nahm und an die Lippen führte. So unerwartet altmodisch und vollkommen unerwartet aufreizend. Sein Mund auf meinem Handrücken ließ mich am ganzen Körper wohliger erschauern, und zwar nicht etwa deswegen, weil sich mein Angorapullover elektrisch aufgeladen hätte. Sein Haar duftete frisch gewaschen, und sein After Shave brachte mein Blut in Wallung.

Im Spiegel sah ich, dass das Paar in der Ecke aufstand und ging. Schön! Obwohl ich eigentlich gegen nichts allergisch bin, begann ich eine leichte Überempfindlichkeit gegen glänzenden Bisam zu verspüren oder was für ein armes Tier es auch gewesen sein mochte, das sein Leben für ihren Mantel hatte lassen müssen.

Ole fragte weder, was für ein Mann das gewesen war, der so wütend auf mich gewesen war, noch, warum. Stattdessen erkundigte er sich, was ich trinken wollte.

»Einen Weißwein, bitte.«

Er lächelte sein schönes Lächeln und fragte fast schüchtern:
»Wie wär's mit Champagner?«

Das Essen schmeckte wunderbar, aber ehrlich gesagt erinnere ich mich nicht daran, was wir aßen. Wahrscheinlich Fisch, denn wir tranken Weißwein. Die Unterhaltung floss unbeschwert und ungezwungen dahin. Ohne es eigentlich gewollt zu haben, erzählte ich von den Missverständnissen zwischen meinem Ex, seiner neuen Frau und mir. Ole lachte so sehr, dass ihm die Tränen in die Augen traten. Er fand das alles wahnsinnig komisch. Ich eigentlich nicht. Mit Abstand und in seiner Gesellschaft verstand ich jedoch auch, dass meine Geschichte ihre Pointen hatte.

Nach dem Dessert meinte Ole: »Jetzt müssen wir über unseren gemeinsamen Freund und seine Geschichte von den Färöern sprechen. Denn die hat er dir doch erzählt?«

Ich nickte. Wir Schriftsteller schmücken natürlich gerne aus, wenn wir erzählen, aber ich bemühte mich wirklich, die Geschichte des alten Mannes so korrekt wie möglich wiederzugeben.

Als ich fertig war, ließ Ole lange zerstreut sein Weinglas kreisen.

»Das ist genau dieselbe Geschichte, die er mir auch erzählt hat. Ich arbeite schon seit vielen Jahren immer mal wieder in Hviids Weinstube. Angefangen habe ich bereits in jungen Jahren als Kunststudent. Damals hatte ich überhaupt kein Geld. Mein Onkel bediente ebenfalls dort. Er hat mir den Job besorgt. Jetzt springe ich immer nur dann ein, wenn sie zu wenige Leute haben. Beispielsweise vor Weihnachten. Im Übrigen kann ich mittlerweile recht gut von meinen Gemälden leben«, sagte er.

Er trank den letzten Schluck Wein und lächelte mich an, während er das Glas abstellte. Das Lächeln erlosch, als er weitersprach.

»Vor drei Jahren ist meine Frau gestorben. An Krebs. Sie war lange schwer krank. Die ganze Zeit riss es uns zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her. Als sie starb, war ich vollkommen fertig. Ich konnte nicht mehr malen. Nach einer Weile war ich gezwungen, wieder zu arbeiten, um zu Geld zu kommen. Unsere Tochter war bereits ausgezogen, aber unser Sohn wohnte noch zu Hause. Er besuchte die letzte Klasse des Gymnasiums. Vermutlich war es ein Glück, dass ich an ihn denken musste. Sonst weiß ich nicht, was...«

Er unterbrach sich und schluckte. Betreten entdeckte ich Tränen in seinen Augen. Du meine Güte! Da hatte ich nun doch tatsächlich einen trauernden Witwer aufgegabelt, der mich mit seiner gesamten Trauer und seinem Schmerz zuschüttete. Es ging gar nicht darum, dass er mich attraktiv fand. Er brauchte jemanden zum Zuhören.

»Das war Ende November, und deswegen war es recht nahe liegend, dass ich meinen alten Arbeitsplatz Hviids aufsuchte. Dort waren sie wahnsinnig froh, dass ich die ganze Vorweihnachtszeit Vollzeit arbeiten konnte. Ich machte so viele Überstunden, wie ich nur konnte. Heiligabend war ich dann fix und fertig. Kurz vor Feierabend setzte ich mich vollkommen erschöpft an genau den Tisch, an dem du heute gegessen hast. Wahrscheinlich nickte ich ein. Plötzlich saß der Alte mit dem Regenmantel da. Er erzählte mir dieselbe Geschichte wie dir. Als er fertig war, rief der Chef mir zu, ich solle abschließen. Ich stand auf und rief zurück, dass ich nur noch den letzten Gast zur Tür begleiten würde. Als ich mich umdrehte, war er verschwunden.«

Ole lächelte mich erneut an und fuhr sich mit der Hand durch seine dichte Mähne. Ich hatte große Lust, das ebenfalls zu tun, konnte mich aber gerade noch beherrschen.

»Was, glaubst du, will der Alte? Wieso erzählt er diese Geschichte?«, fragte ich.

»Ich habe lange darüber nachgedacht. Ich deute seine Erinnerung als eine Geschichte, aus der man... Zuversicht schöpfen soll.«

Er verstummte und schien zu zögern. Ich wollte, dass er mir das näher erklärte, und fragte: »Was meinst du damit?«

»Also, dieses blühende Dorf, das gut von seinem berühmten Wasser lebt. Über Nacht kommt die Katastrophe, als das Wasser verschwindet... und alles kommt wieder in Ordnung, als sie die Wasserader wiederfinden. Optimismus. Trost in größter Verzweiflung. Nach einer Weile heilt die Zeit alle Wunden, und alles ist wieder in Ordnung. So deute ich seine Geschichte.«

Die Kellnerin kam mit einer neuen Flasche Wein. Während sie eingoss, schwiegen wir. Ich dachte darüber nach, was Ole gesagt hatte. Mir war klar, dass noch eine Frage gestellt werden musste.

»Wer war dieser alte Mann?«, wollte ich wissen.

Die Augen meines Kavaliere begannen übermütig zu funkeln. Er beugte sich über den Tisch und antwortete mit dumpfer Stimme: »Er ist ein Geist.«

»Ein Gespenst! Mach keinen Quatsch!«, rief ich.

Ein älteres Paar am Nachbartisch schaute vorsichtig in unsere Richtung. Ich senkte die Stimme und flüsterte: »Wie kommst du nur auf diese Idee...? Wieso sollte er ein Geist sein? Glaubst du an Geister?«

Ole lächelte. Verschwörerisch zwinkerte er mir zu. Was für ein Mann! Mir blieb fast die Luft weg!

»Tja. Er muss ein Gespenst sein. Er ist nämlich bereits vor sechzig Jahren gestorben«, sagte Ole leichthin.

Ungläubig starrte ich ihn an. Wollte er mich auf den Arm nehmen?

»Von uns beiden bin doch wohl ich diejenige, die sich irgendwelche Räuberpistolen ausdenkt«, versuchte ich das Ganze mit einem Scherz abzutun.

»Vergiss nicht, dass Maler auch Fantasie haben«, konterte er.

Er war zufrieden mit der Wirkung, die seine Behauptung gehabt hatte, und lehnte sich zurück. Aus der Brusttasche seines Hemds zog er einen dünnen Zigarillo. Er inhalierte genüsslich und blies den Rauch in Ringen an die Decke.

»Mein Chef erinnerte sich, dass über viele Jahre immer wieder Gäste von dem geheimnisvollen Mann gesprochen hatten. Er begann der Sache nachzugehen und machte schließlich wirklich eine Entdeckung. In der Ecke, in der der Tisch steht, hängt an der Wand eine kleine Bleistiftzeichnung. Sie zeigt einen älteren Mann. Er hat seine Mütze vor sich auf dem Tisch liegen. Den Ölmantel hat er anbehalten. Auf der Rückseite steht sein Name neben der Jahreszahl 1943. Der Alte hieß Viggo Johansen. Er lebte vom Fischfang und Schmuggeln. Hier am Nyhavn war er bekannt wie ein bunter Hund. Während des Krieges brachte er Flüchtlinge nach Schweden. In den letzten Tagen des Kriegs fuhr er mit seinem kleinen Holzboot auf eine Mine. Er und sein Kamerad wurden in die Luft gesprengt. Vom Boot blieb nur noch Kleinholz übrig. Die beiden Leichen wurden jedoch gefunden. Man hat sie begraben.«

»Wieso hat jemand eine Zeichnung von Viggo angefertigt?«, warf ich ein.

»Es war üblich, dass Künstler, die die Zeche nicht zahlen konnten, stattdessen ein Gemälde oder eine Zeichnung ablieferten.«

»Und der Stammgast Viggo saß Modell.«

»Offenbar.«

Ole fasste sein Glas am Stiel und hob es an.

»Lass uns auf Viggo Johansen trinken, der uns zusammengeführt hat«, sagte er.

»Auf Viggo«, erwiderte ich.

Bis heute weiß ich nicht, ob der Alte in der Weinstube wirklich Viggo Johansen gewesen ist, ein Gespenst, das zum Trost und zur Erbauung trauriger Seelen eine Gespenstergeschichte erzählt. Was ich weiß, ist, dass mein Wochenende in Kopenhagen wunderbar war. Ole gab mir all das, was mir so lange gefehlt hatte.

Wieder zurück in Göteborg setzte ich mich an meinen Computer und schrieb in drei Monaten mein neues Buch.

Außerdem nahm ich meinen Mädchennamen wieder an. Alle meine bisherigen Bücher waren unter dem Namen erschienen, den ich bei der Eheschließung angenommen hatte.

Während dieser Zeit trafen Ole und ich uns nur einmal im Monat, wir hatten beide plötzlich unglaublich viele Ideen. Bei mir hieß das Ergebnis »Das Wasser der Liebe« und erschien im September rechtzeitig zur Buchmesse in Göteborg. Der neue Name und ein neuer Verlag bescherten mir einen durchschlagenden Erfolg. Das Buch wurde von allen großen Zeitungen besprochen, und zwar überwiegend positiv. Zum ersten Mal, seit ich begonnen hatte zu schreiben, wurde mein Buch Buch des Monats in einem Buchklub.

Ole malte eine »Wasserspiel« genannte Gemäldeserie, ungeheuer sinnliche Bilder in Blautönen gemischt mit Gelb und glühendem Rot. Die Ausstellung war ein großer Erfolg und Oles internationaler Durchbruch. Einige der Gemälde sind

noch in unserem Besitz. Sie hängen hier in unserer Wohnung
in der Havnegade in Kopenhagen.

Rache, meine Schwester. Eine Irene-Huss-Geschichte

Es ging langsam, viel zu langsam. Ihre linke Hand zitterte vor Nervosität, und sie schluchzte leise vor Schmerzen und Verzweiflung. Der frisch operierte rechte Arm in dem schweren Gips war nicht zu gebrauchen und schmerzte. Im Laufe des Tages hatte sie eine ganze Menge Schmerztabletten geschluckt und wagte nicht, noch weitere einzunehmen. Eigentlich hätte sie bis morgen oder übermorgen warten sollen, aber sie fürchtete, nicht genügend Zeit zu haben. Eine Reisetasche wollte sie heute packen, eine weitere morgen, und mit der letzten würde sie wohl am Donnerstag fertig werden. Wenn sie die Taschen in die Kleiderkammer stellte, würde er sie nicht finden. Dorthin ging er nie.

Noch zwei Abende und zwei Nächte. Dann würde sie für immer verschwinden. Hillevi hatte ihr geholfen, alles zu arrangieren. Donnerstagsmorgen würde sie sie mit dem Auto abholen. Zum tausendsten Mal segnete sie den Tag, an dem sie sich ihrer Schwester anvertraut hatte. Obwohl beide mittleren Alters waren, hatten sie immer noch das Verhältnis der älteren Schwester zur jüngeren Schwester. Die kluge, gelassene Hillevi. Obwohl sie ein ganz anderer Mensch war als sie, standen sie sich sehr nahe. Seit dem Tod der Eltern waren sie sich noch näher gekommen.

Kurz darauf war Hillevi Witwe geworden. Jetzt hatten sie nur noch sich. Obwohl sie natürlich auch Lars hatte...

Beim Gedanken an ihren Ehemann erstarrte sie. Ihr Herz schlug schneller, und ihr brach am ganzen Körper der Schweiß aus. Noch zwei Abende und zwei Nächte...

Rasend schnell begann sie Wäsche aus der Kommode in die Tasche zu stopfen. Als ihre Fingerspitzen den dünnen Stoff eines hellblauen Nachthemds berührten, hielt sie inne. Das war ihr letztes, das ganz war. Ein Schluchzer stieg in ihrer Kehle auf. Wenn er heute Abend oder morgen Sex wollte? »Meine tierischen Gelüste müssen befriedigt werden«, sagte er immer. Meist lächelte er bei dieser Bemerkung. Als sei es ein Scherz. Aber was dann kam, war alles andere als ein Scherz.

Während eines solchen Akts hatte er ihr den Arm gebrochen.

Als sie am Tag darauf in die Notaufnahme fahren mussten, hatte sie nicht die Wahrheit gesagt. Ihre Erklärung für den gebrochenen Arm lautete, sie sei in der Badewanne ausgerutscht. Lars war ständig dabei. Er hatte sie immer »Evalis, Liebling« genannt, sich rührend um sie gekümmert und sie im Rollstuhl zwischen der Ambulanz, dem Röntgen und der Station hin- und hergeschoben. Der Bruch war kompliziert gewesen und hatte operiert werden müssen. Sie hatte drei Tage im Krankenhaus gelegen. Drei Tage Atempause.

Wegen ihrer blauen Flecken überall am Körper hatten Ärzte und Schwestern wahrscheinlich einen Verdacht gehabt, dass nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war. Der junge Stationsarzt hatte sie vor ihrer Entlassung danach gefragt. Eine Sekunde lang war sie versucht gewesen, sich ihm anzuvertrauen, hatte dann aber sofort eingesehen, dass das nicht ging. Lars hatte vor dem Behandlungszimmer gesessen und darauf gewartet, sie nach Hause zu fahren. Sie hatte versucht, den freundlichen Arzt anzulächeln, und angestrengt-unbeschwert geantwortet: »Ich bin so ungeschickt. Einige blaue Flecken habe ich sicher bekommen, als ich in der Badewanne ausgerutscht bin. Die älteren stammen von einem Sturz im Segelboot. Das Deck war wahnsinnig glatt, und meine Sohlen waren abgelaufen. Ich bin vornüber ins Cockpit

gefallen!« Das Letzte hatte sie mit einem leisen Lachen begleitet.

Sie besaßen zwar kein Segelboot, aber das hatte der junge Arzt nicht wissen können. Er hatte ebenfalls gelächelt, aber sein Blick hatte ihr verraten, dass er nicht ganz überzeugt gewesen war.

Lars war um sie herumscharwenzelt und hatte sich, als sie wieder nach Hause gekommen war, unzählige Male bei ihr entschuldigt. Er hatte beteuert, er würde sie nie mehr »so hart anfassen«. An jenem Abend hatte er wirklich versucht, sich zu beherrschen. Aber auf Sex wollte er nicht verzichten, ein operierter, gegipster Arm war für ihn keine Entschuldigung. Immerhin war es ihm gelungen, sich zu zügeln. Sie hatte sich in Sicherheit wiegen sollen. Bald würde wieder alles so sein wie immer. Deswegen hatte sie in ihrer Verzweiflung Hillevi geschrieben.

Hillevi war Anästhesistin in Südamerika. Sie arbeitete an einem Kinderkrankenhaus. Sie hatte rund um die Uhr Dienst, aber das machte ihr nichts aus, denn ihre Arbeit bedeutete ihr alles, und sie hatte vor, noch mindestens ein Jahr lang dort zu bleiben. Ihr Arbeitsplatz war das St. Mary's Hospital, das neben dem größten Kinderheim am Rand einer größeren Stadt lag. Dort hatten sie auch Elektrizität, und das war eine Voraussetzung für die vielen Operationen.

Die zwei Schwestern hielten über Internet Kontakt. Lars kannte sich im Internet nicht aus. Er interessierte sich auch nicht dafür. Von ihrem Briefwechsel wusste er nichts. Sicherheitshalber benutzte Evalis eine Hotmail-Adresse, falls Lars auf die Idee kommen sollte, ihre Mails zu kontrollieren.

Anfänglich hatte Evalis versucht, das Bild der glücklichen, frisch verheirateten Ehefrau aufrechtzuerhalten, aber nach dem Armbruch hatte sie begonnen, um ihr Leben zu fürchten. Lars war bei seinen »Ausbrüchen«, wie sie sie nannte, vollkommen

unzurechnungsfähig. Sie hatte ihrer großen Schwester eine lange Mail geschickt. Ohne Umschweife hatte sie beschrieben, wie sich die kaum ein halbes Jahr währende Ehe in eine Hölle verwandelt hatte. Es hatte lange gedauert, mit der linken Hand zu tippen. Es war die längste Mail gewesen, die sie je geschrieben hatte, sie hatte wirklich an alles gedacht. Lars' Überwachungsmanie, seine Abhängigkeit von täglichen Ritualen, seine Trinkgewohnheiten und seine Gewalttätigkeit.

Hillevis Antwort war kurz ausgefallen: »Ich komme in ein paar Tagen. Packe bis Donnerstagmorgen alles zusammen, was du brauchst. Dann hole ich dich ab. Falls vorher etwas passiert, dann zögere nicht, die Polizei zu rufen! Ich umarme dich! Hillevi.«

Lars hatte ihr Herz im Sturm erobert. Seinem intensiven Werben hatte sie nicht widerstehen können. Natürlich hatte es eine Rolle gespielt, dass sie nicht gerade mit männlicher Aufmerksamkeit verwöhnt gewesen war. Ihre kinderlose Ehe war im Jahr zuvor in die Brüche gegangen. Anschließend hatten die Männer auch nicht gerade Schlange gestanden. Evalis wusste, dass sie nicht unbedingt eine Schönheit war, obwohl man sie auch nicht direkt als hässlich bezeichnen konnte. Durchschnittlich war eine recht gute Bezeichnung ihres Aussehens. Leicht übergewichtig, normal groß, graublau Augen. Ihr Haar gefiel ihr an ihr am meisten. Es war kräftig und schulterlang, jedoch alltäglich dunkelblond. Sie hatte sich hübsche hellblonde Strähnchen färben lassen.

Ihr Selbstbewusstsein hatte einen ziemlichen Knacks bekommen, als sie von der Spedition, bei der sie gearbeitet hatte, entlassen worden war. Die Firma war aufgekauft worden und hatte die »nötigen Rationalisierungsmaßnahmen« durchgeführt. Die meisten Frauen über vierzig hatten gehen müssen. Dass sie ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt Lars begegnet war, der an seiner Verliebtheit keinen Zweifel

gelassen hatte, war ihr wie die Rettung erschienen, die Rettung vor Einsamkeit und finanziellen Sorgen. Er besaß eine Firma und war recht wohlhabend. Es lohnte sich offenbar, Bagger und Baumaschinen zu vermieten. Außerdem war er gut aussehend, obwohl er die Fünfzig schon überschritten hatte. Sie hatte ihn für ein richtiges Schnäppchen auf dem Heiratsmarkt gehalten. Nur sein Alkoholkonsum hatte sie nachdenklich gestimmt. Aber da er sich nie betrank oder ausfallend wurde, schlug sie ihre Bedenken in den Wind.

Sie hatten sich erst zwei Monate gekannt, als sie auf dem Standesamt im Rathaus von Göteborg geheiratet hatten. Freunde waren keine geladen gewesen. Dass Hillevi nicht zur Hochzeit gekommen war, hatte Evalis traurig gestimmt, aber ihre Schwester hatte sich nicht frei nehmen können.

Wenn Evalis ihn richtig verstanden hatte, so hatte Lars bis zu ihrem Tod vor einigen Jahren bei seiner Mutter gewohnt. Kurz darauf hatte er geheiratet und das Haus gekauft. Die Ehe war kurz und kinderlos gewesen. Nach der Scheidung hatte er das große Haus in einem von Göteborgs attraktivsten Vororten behalten. Seine Exfrau war nach Stockholm gezogen. Er sprach nie von ihr. In letzter Zeit war ihr aufgefallen, dass er nie von irgendwelchen Verwandten oder Freunden sprach. An ihnen zeigte er ebenfalls keinerlei Interesse. Am Anfang ihrer Bekanntschaft hatte sie erwähnt, dass ihre Eltern viele Jahre im Ausland gelebt und als Missionare gearbeitet hätten. Er war ihr ins Wort gefallen und hatte gesagt: »Wie kann man seine Zeit nur an eine Menge blöder Eingeborener verschwenden!« Das hatte sie sehr verletzt. Gleichzeitig hatte sie eingesehen, dass es keinen Sinn hatte, ihm von ihrer Familie zu erzählen.

Der charmante Mann mit dem netten Lächeln und den schönen blauen Augen hatte sofort nach der Hochzeit begonnen, sein wahres Ich an den Tag zu legen. Er verlangte, dass das ganze Haus blitzsauber zu sein hatte, wenn er am

Abend nach Hause kam. Das kleinste Staubkörnchen führte zu einem Wutausbruch. Noch schlimmer war, wenn Evalis Möbel um- oder eigene Sachen aufstellte. Alles sollte aussehen wie immer, wenn er nach Feierabend nach Hause kam.

Er hatte sehr regelmäßige Gewohnheiten. Als Erstes goss er sich dann in der Küche ein großes Glas Whisky ein. Er kaufte immer schottischen von der Insel Jura, der nach Rauch und Teer schmeckte. Lars fand, man könnte in ihm auch den salzigen Meerwind schmecken, mit dem die Gerste getrocknet wurde. Sie fand den Whisky abscheulich.

Er goss den Whisky in einen Messbecher. Genau sechzehn Zentiliter waren sein tägliches Quantum. Die Hälfte davon trank er, während er sie beim Kochen überwachte. Zum Essen trank er immer eine Flasche Wein. Nicht mehr und nicht weniger, aber ausnahmslos jeden Tag. Abwechselnd trank er Rot- und Weißwein und richtete sich dabei danach, was auf den Tisch kam. Er kaufte billige Weine und trank sie wie Wasser. Er spülte das Essen ganz einfach mit Wein hinunter. Nach dem Essen goss er sich den restlichen Whisky ein und trank ihn bei den Abendnachrichten. Es war ihm nie anzumerken, dass er getrunken hatte, aber Evalis lernte rasch, was sie zu erwarten hatte.

Nach den ersten Malen hatte er noch um Entschuldigung gebeten und ihr beteuert, wie sehr er sie liebe. Sie hatte ihm geglaubt und ihm verziehen. Ziemlich bald spielte er nicht mehr den reuigen Sünder. Diese kleine arbeitslose Person ohne Verwandte und Freunde war für ihn das ideale Opfer. Das wussten beide.

Ihr lief der Schweiß herunter, als sie die letzten Strümpfe in die Reisetasche stopfte. Sie hatte einen pochenden Schmerz im Arm, wollte aber fertig werden. Vorsichtig richtete sie sich auf,

denn ihr Rücken schmerzte ebenfalls. Sie war zufrieden, dass die Tasche gepackt war. Sie eilte ins Arbeitszimmer und suchte in der Schreibtischschublade nach ihrem Pass. Er war weg. Er lag nicht an seinem Platz. Fieberhaft wühlte sie in der Schublade. Alles drehte sie um. Der Pass lag nicht mehr im Schreibtisch. Hatte Lars ihren Pass versteckt? In dem Moment, in dem ihr dieser Gedanke kam, hörte sie einen Schlüssel im Schloss an der Haustür.

Vor Angst bekam sie keine Luft mehr. Panisch starrte sie auf die geschmacklose Uhr an der Wand, imitiertes Rokoko. Er kam eine ganze Stunde früher als sonst. Nein! Das konnte nicht wahr sein! Großer Gott!

Reglos vor Entsetzen hörte sie seine schweren Schritte auf der Treppe.

»Ewalis, schläfst du?«, rief er.

Jetzt würde er direkt ins Schlafzimmer gehen. Auf dem Bett lag die gepackte Reisetasche. Er würde verstehen.

»Ewalis!«

Jetzt brüllte er.

Sie musste aus dem Haus! Er würde sie totschiagen!

Trotz ihres lähmenden Entsetzens gelang es ihr, ihre Füße in Bewegung zu setzen. Rasch ging sie auf die Tür zu. Zur Treppe, ehe er diese blockierte! Aus dem Haus! waren ihre einzigen Gedanken.

»Ewalis! Bleib stehen!«, brüllte er hinter ihr.

Instinktiv drehte sie den Kopf herum, um zu sehen, wie weit er noch von ihr entfernt war. Vielleicht stolperte sie deswegen auf der obersten Treppenstufe. Vergebens versuchte sie das Geländer zu packen. Der Gips glitt einfach nur am Holz ab. Hilflos spürte sie, wie sie ins Nichts geschleudert wurde. Alles war ein einziges wirbelndes Chaos. Sie überschlug sich in der Luft, dann wurde alles schwarz.

Irene Huss und Tommy Persson von der Kriminalpolizei wurden zur Unglücksstelle gerufen. Da die Frau beim Eintreffen des Rettungswagens tot gewesen war, hatten die Sanitäter die Polizei verständigt. Die Streife hatte dann das Dezernat für Gewaltverbrechen im Präsidium von Göteborg alarmiert.

»Wieso haben die uns aufgescheucht?«, fragte Irene und gähnte hinter vorgehaltener Hand.

Ihre Hoffnung, ausnahmsweise einmal früher nach Hause zu kommen, war zunichte geworden, als der Anruf eingegangen war, jemand sei zu Tode gestürzt.

»Magnus findet, wir sollen uns mit einem Mann unterhalten. Näheres wollte er uns gleich noch erzählen. Wahrscheinlich befand sich der Typ in der Nähe.«

Irene nickte und bog von der Hauptverkehrsstraße ab. Laut Wegbeschreibung brauchten sie nur den Schildern zum Golfplatz zu folgen.

In diese Viertel verirrt man sich als Polizistin nicht so oft, dachte sie. Und sonst auch nicht.

Inspektor Magnus Gustafsson trat gerade durch die breite Haustür, als sie in die Auffahrt zur Garage einbogen. Vermutlich hatte er auf ihr Eintreffen gewartet. Sie stiegen aus ihrem Wagen und gingen auf ihn zu.

Nachdem sie sich begrüßt hatten, erklärte Magnus Gustafsson kurz, warum er das Dezernat für Gewaltverbrechen verständigt hatte.

»Nicht das erste Mal, dass ich hergerufen werde. Zweimal waren wir schon hier. Beide Male hatte er seine Ehefrau misshandelt.«

»Das ist die Verstorbene?«, fragte Tommy Persson.

»Ja und nein. Er sagt, seine Frau sei die Treppe runtergefallen. Aber das hier ist nicht dieselbe Schöne wie damals.«

»Hat ihn die andere damals angezeigt?«, wollte Irene wissen.

»Beide Male. Beim zweiten Mal mussten wir sie in die Notaufnahme fahren. Ich meine mich zu erinnern, dass sie das Nasenbein gebrochen hatte.«

»Weißt du, ob sie die Anzeige später zurückgezogen hat?«

Magnus zuckte mit den Achseln. Sie wussten alle drei, dass das statistisch das Wahrscheinlichste war.

»Als wir heute Abend hergerufen wurden, erinnerte ich mich an die beiden letzten Male. Er war immer so eiskalt. Sagte, sie lüge und sei hysterisch. Hätte sich den Zinken am Waschbecken angehauen, behauptete er beim Nasenbeinbruch. Dieses Mal benahm er sich meiner Meinung nach auch wieder sehr seltsam.«

»Inwiefern?«, fragte Tommy.

»Gefühlskalt. Schließlich ist sie tot.«

»Schock?«, schlug Irene vor.

»Vielleicht«, antwortete Magnus.

Seine Zweifel waren deutlich zu hören. Er blieb stehen und sagte leise: »Noch was. Das Opfer hatte den ganzen rechten Arm in Gips.«

In der geräumigen Diele begegneten ihnen die Männer, die auf einer Trage den grauen Bodybag nach draußen trugen. Am Fußende der Treppe entdeckte Irene eine winzige Blutlache. Sie hielt Magnus am Ärmel seiner Uniformjacke zurück und fragte: »Was, glaubst du, war die Todesursache?«

»Wahrscheinlich Genickbruch.«

Das erklärte, warum nicht mehr Blut vorhanden war.

Der Beamte von der Spurensicherung packte seinen Fotoapparat weg. Der Mann, der gerade Witwer geworden war, stand ein paar Schritte von ihm entfernt und betrachtete

ihn durchdringend. Plötzlich entdeckte er die beiden Polizisten in Zivil. Er runzelte die Stirn, und ohne den Versuch zu machen, seinen Ärger zu verbergen, fauchte er: »Verdammtes Pressepack! Raus hier!«

Tommy hielt ihm seinen Dienstausweis hin.

»Polizei. Inspektorin Irene Huss und Inspektor Tommy Persson.«

Auch Irene hatte ihren Ausweis aus der Tasche gezogen und wedelte damit. Beide traten sie auf den Mann zu. Wortlos sah er sie an.

»Dürfen wir Ihnen ein paar Fragen stellen?«, fragte Tommy höflich.

»Wieso das?«

»Reine Routine. Bei Todesfällen zu Hause wird das immer gemacht.«

Einen Augenblick lang wirkte der feindselige Mann unsicher. Er schien einzusehen, dass er die beiden Beamten nicht so leicht loswerden würde. Hastig drehte er sich um und sagte über die Schulter: »Wir können in die Küche gehen.«

Auf der Schwelle blieb er stehen. Bauernküche in Kiefer, frühe Achtziger. Auch Herd und Kühlschrank schienen älteren Datums zu sein. Alles blitzblank. Der schwache Duft von Putzmitteln lag in der Luft. Zielbewusst ging der Mann auf einen der Küchenschränke zu und nahm eine Whiskyflasche heraus. Ohne die Polizisten eines Blickes zu würdigen, goss er sich eine beachtliche Menge in ein hübsches, geschliffenes Glas. Er trank einen ordentlichen Schluck und verzog das Gesicht. Er sah auf einmal höchst zufrieden aus. Dann schien ihm wieder aufzugehen, dass die Polizisten noch anwesend waren.

»Das habe ich jetzt gebraucht«, sagte er nur.

Er deutete auf den Küchentisch und setzte sich auf einen der Küchenstühle aus Kiefernholz. Dank der rotweiß karierten

Kissen waren die Stühle recht bequem. Derselbe Stoff wie der, aus dem die Gardinen gemacht waren, fiel Irene auf.

Tommy hängte seine Jacke über die Stuhllehne, ehe er sich setzte. Damit signalisierte er, dass er sich nicht allzu schnell vertreiben lassen würde. Nachdem er sich gesetzt hatte, beugte er sich über die Tischplatte und versuchte, den Blick des anderen einzufangen.

»Was ist passiert?«, fragte Tommy knapp.

Der Mann nahm noch einen tüchtigen Schluck.

»Ich bin wie immer von der Arbeit nach Hause gekommen. Genauer gesagt etwas früher als sonst. Evalis war im Obergeschoss. Ich ging hoch zu ihr. Sie sagte, sie würde nach unten gehen, um zu kochen. Als ich aus dem Schlafzimmer kam, sah ich sie auf der Treppe stolpern. Ich konnte nichts machen. Ich war zu weit weg. Sie stürzte.«

»Sahen Sie sie fallen?«, fragte Tommy.

»Ja. Das habe ich doch gesagt!«

Wieso war er so aggressiv? Und wieso trank er während der Vernehmung? Irene beobachtete ihn, ohne sich einen Reim auf sein Benehmen machen zu können. Er sollte besser während des Gesprächs keinen Alkohol trinken. Als hätte er ihre Gedanken erraten, sagte Tommy: »Es wäre gut, wenn Sie nichts trinken würden, während wir mit Ihnen sprechen.«

»In meinen eigenen vier Wänden trinke ich, verdammt noch mal, wann immer ich will!«

Er wurde hochrot, und Irene bemerkte, dass er unter dem Tisch immer wieder die Hände zu Fäusten ballte. Tommy und Irene betrachteten ihn, ohne ein Wort zu sagen. Es kostete ihn Überwindung, das Glas beiseite zu schieben und die Fäuste auf den Tisch zu legen. Ein paar Mal atmete er tief durch. Dann öffnete er die Hände und legte sie auf die Tischplatte. Zum ersten Mal schien er einzusehen, dass er sich beherrschen musste. Ohne sie anzusehen, sagte er mit tonloser Stimme:

»Entschuldigen Sie. Meine Frau ist gerade... gestorben. Ich bin nicht ganz bei mir.«

Oder genau das? Bei sich?

Irene kam die Sache nicht geheuer vor. Seit sie das Haus betreten hatten, hatte sie nichts gesagt. Sie gelangte zu dem Schluss, es sei das Beste, wenn Tommy diese sonderbare Vernehmung durchführte. Sie registrierte, dass die Küche peinlich sauber war, keine Bilder oder anderes an den Wänden hingen und die halb verwelkte Geranie im Fenster verloren wirkte. Der Eindruck war unpersönlich und steril. Die Küche ist das Herz eines Hauses, dachte Irene. Hier schlägt dieses Herz nicht.

»Vielleicht sollten wir mit Ihrem vollständigen Namen beginnen«, sagte Tommy.

»Lars Ove Svensson.«

Irene schrieb den Namen auf ihren Block, während Tommy weiterfragte: »Der Name Ihrer Frau?«

»Evalis Svensson.«

»Wie lange waren Sie verheiratet?«

»Was zum Teufel geht Sie...«

Lars Svensson holte tief Luft und versuchte, sich wieder in die Gewalt zu bekommen.

»Ein halbes Jahr. Wir haben uns letztes Jahr im September kennen gelernt. Wir waren frisch verheiratet und... glücklich.«

Tommy nickte und hielt einen Augenblick inne, ehe er fortfuhr: »Ihre Frau hatte ihren Arm in Gips. Was war passiert?«

»Was hat das... Sie war in der Badewanne ausgerutscht. Vorige Woche. Sie hatte sich den Arm gebrochen. Sie mussten sie operieren.«

Er verstummte und warf einen raschen Blick auf das Glas, das ein Stück entfernt stand. Langsam faltete er die Hände vor

sich auf dem Tisch. Zum ersten Mal sah er Tommy in die Augen.

»Der Arm tat ihr weh, und sie schluckte wahnsinnig viele Tabletten. Ich hatte sie gewarnt... Sie machten sie schwindlig. Deswegen ist sie auf der Treppe gestürzt. Sie hatte einen Schwindelanfall. Sie versuchte, sich am Treppengeländer festzuhalten, aber das funktionierte nicht wegen diesem verdammten Gips.«

Tommy nickte. Das klang in der Tat wahrscheinlich.

»Hatte Ihre Frau Kinder aus einer früheren Beziehung?«

»Nein. Wir hatten beide keine Kinder. Es war für uns beide die zweite Ehe.«

»Hat sie irgendwelche anderen nahen Verwandten?«

»Nein. Unsere Eltern sind verstorben. Aber...«

Er dachte einen Augenblick nach.

»Evalis hat eine Schwester. Sie ist Kinderärztin und arbeitet in Südamerika. Sie haben keine anderen Verwandten. Ich bin dieser Schwester nie begegnet. Wir haben auch nie miteinander telefoniert. Wir kennen uns überhaupt nicht. Könnten Sie sie vielleicht darüber informieren, was passiert ist?«

Zum ersten Mal wandte er sich direkt an Irene. Er legte den Kopf etwas zur Seite und lächelte verbindlich. Irene fiel auf, wie gut aussehend er war. Er war sich dessen auch bewusst, weil er sie anlächelte, während er um einen Gefallen bat.

»Natürlich. Wir können einen Geistlichen bitten, uns dabei behilflich zu sein. Haben Sie ihre Adresse?«, entgegnete Irene.

Lars Svensson erhob sich und verschwand in der Diele. Nach einer Weile kam er mit einem roten Buch mit der Aufschrift »Telefon« in goldenen Lettern zurück. Er blätterte eine Weile, bis er gefunden hatte, was er suchte.

»Hier! Hillevi Hääger. Mit zwei Ä. St. Mary's Hospital.«

Erleichtert reichte er Irene das aufgeschlagene Verzeichnis. Diese schrieb Adresse und Telefonnummer auf.

Tommy stellte noch ein paar Fragen zu dem Unfall, aber Lars Svensson hielt an seiner ersten Version fest. Er sei aus dem Schlafzimmer gekommen, und dann habe er gesehen, wie Evalis gestolpert und kopfüber die Treppe hinuntergefallen sei. So sei es zugegangen und damit Schluss.

Seine Geschichte war unumstößlich. Tommy beschloss, die Vernehmung zu beenden.

Beim Verlassen des Hauses hatten sowohl Irene als auch Tommy das deutliche Gefühl, dass sie ihm bald wieder begegnen würden. Sie hatten das Gefühl, dass etwas nicht plausibel war. Irene kam schließlich darauf, was es war: Lars Svensson selbst war nicht plausibel.

»Hast du mit ihr gesprochen?«, fragte Tommy, als er mit den beiden letzten Tassen Kaffee des Abends wieder in ihr gemeinsames Büro trat. Danach wollten sie Feierabend machen.

Irene nickte. Da sie keinen Geistlichen aufgetrieben hatten, hatte Irene die Nummer von Hillevi Hääger im St. Mary's Hospital selbst angerufen. Eine Frau hatte ihr eine Ewigkeit lang etwas auf Spanisch erzählt. In ihrer Verwirrung hatte Irene auf Schwedisch gesagt: »Entschuldigen Sie... ich würde gern mit Frau Dr. Hääger sprechen. Frau Dr. Hillevi Hääger.«

Erstaunlicherweise hatte dieselbe Stimme daraufhin entgegnet: »Am Apparat.«

Tommy lachte, als Irene ihm von dem absurden Wortwechsel berichtete. Dann wurde er ernst und erkundigte sich, wie Hillevi Hääger die Nachricht aufgenommen habe.

»Sie sagte nicht viel. Aber als sie hörte, dass ich von der Polizei bin, fragte sie, ob wir den Verdacht hätten, dass beim

Tod ihrer Schwester nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Ich sagte ihr, wie es ist. Dass dieser Verdacht nicht besteht. Natürlich fragte ich sie, wieso sie den Verdacht habe, dass bei dem Unfall etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sein könnte, aber darauf antwortete sie nicht.«

»Nicht? Interessant«, meinte Tommy und zog viel sagend eine Braue hoch.

»Ja. Aber lass uns die Obduktion abwarten. Du weißt ja, was ich von diesem Svensson halte. Seltsamer Typ. Wenn man daran denkt, was Magnus erzählt hat, wäre ich nicht erstaunt, wenn er ihr einen Stoß versetzt hätte.«

»Das würde mich auch nicht wundern. Aber es lässt sich sicher nicht sonderlich leicht beweisen.«

»Stimmt. Höchstens, wenn sie bei der Obduktion was finden. Der Bericht lässt sicher auf sich warten.«

»Wahrscheinlich. Aber von diesen Patienten beschwert sich schließlich keiner. Hat die Frau Doktor sonst noch was gesagt?«

»Am Ende unseres Gesprächs klang ihre Stimme sehr traurig. Sie sagte, sie wolle zur Beerdigung kommen. Sie wollte ihren Schwager wegen des Termins anrufen.«

Evalis' Schwester hat angerufen. Klang gefasst. Natürlich mit dem Tod vertraut. Nach einer Weile sind Ärzte das vermutlich. Sie hat nur gefragt, wann die Beerdigung stattfindet. Am Vormittag hatte er ein Bestattungsinstitut angerufen. Der Termin war erst am Elften. Bis dahin waren es noch fast drei Wochen. Er war wütend geworden.

Aber das war der früheste Termin, der zu bekommen war. Shit! Er wollte die Sache endlich hinter sich bringen. Als sie das Datum hörte, sagte sie einfach nur, dass sie versuchen würde zu kommen. Einfach so. Vom anderen Ende der Welt.

Dann würden sie zu zweit am Sarg stehen. Mehr Trauergäste würden es kaum werden. Vielleicht noch jemand von Evalis' altem Arbeitsplatz. Aber sie hatte den Kontakt zu ihren ehemaligen Arbeitskollegen abgebrochen. Er hielt ihn nicht für nötig, wo sie doch ihn hatte. Was sollte sie mit diesen Weibern ausgehen? Er hatte Evalis seine Ansichten erklärt, und sie war seiner Meinung gewesen. Das war eine ihrer angenehmen Seiten gewesen, dass sie einem nicht andauernd widersprach. Streng genommen hatte er sich nicht über sie beklagen können. Gehorsam war sie gewesen. Sie hatte geputzt und gut gekocht. Aber natürlich wusste er, dass sie ihm untreu geworden wäre, sobald sich nur die geringste Gelegenheit geboten hätte. Aber er hatte ihr keine Gelegenheit dazu gegeben. Hatte sie mehrmals am Tag angerufen. Wenn sie einkaufen gehen wollte, hatte sie ihm das am Morgen immer gesagt. Das konnte er verlangen. Er wusste, wie lange man zu den verschiedenen Geschäften in der Nähe brauchte. Verstrich mehr Zeit, dann wusste er, dass sie etwas anderes getan hatte. Jemanden getroffen hatte. Natürlich rief er sie auch auf ihrem Handy an. Wenn sie ihm dann nicht genau sagen konnte, wo sie sich befand, hatte er sie sich beim Nachhausekommen vorgeknöpft. Sie war sehr gelehrig gewesen. Meist hatte sie das Haus gar nicht erst verlassen. Wenn sie was zum Anziehen brauchte, hatten sie am Wochenende eingekauft. Immer gemeinsam. Er hatte sie unter Kontrolle gehabt. Deswegen hatte er nicht mit der gepackten Reisetasche auf dem Bett gerechnet. Er begriff sofort, dass sie abhauen wollte.

Genau wie Anette. Diese verdammte Schlampe! Zweimal hatte sie die Polizei gerufen und ihn angezeigt. Natürlich waren die beiden Schnüffler nur deswegen so schnell aufgetaucht. Verdammt! Es wäre besser gewesen, Anette hätte sich auf der Treppe das Genick gebrochen! Evalis hatte er im Griff gehabt. Abgesehen von der Sache mit der Reisetasche...

Sie hatte ihn sitzen lassen wollen! Gut, dass sie sich das Genick gebrochen hatte. Nächstes Mal würde er sich eine Jüngere suchen. Vielleicht eine Asiatin? Klein, handlich und vollkommen abhängig von dem Mann, der sie nach Schweden geholt hatte. Eine, die die Sprache nicht konnte und keine Verwandten und Freunde in der Nähe hatte. Putzen und Kochen. Das waren die beiden Dinge, die er selbst verabscheute. Gleichzeitig waren sie ihm sehr wichtig. Er konnte nicht kochen. Meist hatte er, wenn er keine Frau gehabt hatte, irgendwo was mitgenommen oder Fertiggerichte aufgewärmt. Fast ein Jahr lang hatte eine Reinigungsfirma einmal in der Woche geputzt. Diese fremden Leute im Haus waren teuer und unangenehm. Damals hatte er nicht alles im Griff gehabt. Das hatte er nur, wenn eine Frau im Haus war. Alles im Griff. Putzen und Kochen. Dazu brauchte er sie. Und für das andere... Ein Mann hat Gelüste, die befriedigt werden müssen. Aber jetzt musste er wohl verreisen, um eine Asiatin aufzutreiben. Er reiste nicht gern. Er war kein Freund von Veränderungen. Und Reisen war immer mit Veränderung verbunden.

Unmittelbar nachdem Evalis die Treppe hinuntergestürzt war, hatte er sich zurück ins Schlafzimmer begeben. Er hatte die Reisetasche zugemacht und in die Kleiderkammer gestellt. Erst dann hatte er den Krankenwagen gerufen. Da hatte er alles im Griff gehabt. Als die beiden von der Kriminalpolizei aufgetaucht waren, hätte er einen Augenblick lang fast die Beherrschung verloren. Er hätte sich den Whisky nicht eingießen sollen, war aber dazu gezwungen gewesen. Das tat er immer als Erstes, wenn er von der Arbeit nach Hause kam. Den Alkohol hatte er auch im Griff. Sechzehn Zentiliter Whisky und eine Flasche Wein. Nie mehr. Das hatte er unter Kontrolle. Putzen war jetzt das Problem. Er verabscheute das, aber da er wollte, dass es sauber um ihn herum war, sah er sich

gezwungen, es selbst zu tun. Vielleicht sollte er wieder eine Reinigungsfirma anrufen. Bis er eine Neue gefunden hatte.

»Hillevi Hääger hat mich gestern angerufen. Wir haben zusammen studiert. Sie bat mich herauszufinden, woran ihre Schwester gestorben ist. Deswegen habe ich die Obduktion heute früh als Erstes durchgeführt.«

Die Professorin der Forensischen Medizin Yvonne Stridner sah Irene Huss über den Rand ihrer Dior-Lesebrille hinweg an. Irene nickte, dass sie das verstanden hätte, in Wahrheit war sie aber sehr erstaunt gewesen, als Frau Stridner sie am Morgen angerufen und gebeten hatte, in die Gerichtsmedizin zu kommen. Irene und Tommy hatten geglaubt, dass sie mindestens eine Woche auf das Obduktionsergebnis würden warten müssen. Jetzt hatte es nur einen Tag lang gedauert.

»Evalis Hääg... nein, Svensson starb infolge zertrümmerter oberer Halswirbel und einer kräftigen Fraktur des Os occipitale, des Hinterhauptbeins. Die Brüche traten sowohl am hinteren Bogen des Atlas und am Axis... also dem zweiten Halswirbel, auf. Der Fortsatz wies Frakturen auf. Knochensplinter sind in das verlängerte Mark eingedrungen. Die Blutung in der Medulla oblo... also dem verlängerten Mark, war massiv, und der Tod dürfte so gut wie augenblicklich eingetreten sein. Die Art der Verletzung deutet darauf hin, dass der obere Teil des Nackens gegen die Kante einer Treppenstufe schlug.«

Yvonne Stridner nahm die Brille ab und rieb sich mit dem Zeigefinger das eine Auge. Mit einem Seufzer setzte sie die Brille wieder auf. Sie sah Irene unverwandt an.

»Aber auch andere Auffälligkeiten an ihrem Körper sprechen eine deutliche Sprache. Blaue Flecken. Überall, aber hauptsächlich an Armen und Beinen. Wie Sie wissen, war sie

frisch operiert, ein Armbruch. Ich ließ mir die Krankenakte aus der Orthopädie kommen. Der behandelnde Arzt hatte diese blauen Flecken in der Akte notiert. Eindeutiger Verdacht auf Misshandlung, aber Evalis hat es abgestritten. Sie gab einem Sturz in einem Segelboot die Schuld. Aber keine der sichtbaren Verletzungen deutet auf einen Sturz hin. Obwohl die meisten schon mindestens eine Woche alt sind, kann man deutlich die Abdrücke von Fingern erkennen. Sie ist sowohl mit der Faust als auch mit der flachen Hand geschlagen worden. Außerdem war sie gefesselt. Hand- und Fußgelenke weisen die Abdrücke eines Seils auf.«

Irene sah Evalis' Mann vor sich. Groß und kräftig, sicher auch sehr stark. Seine kalten, eisblauen Augen und sein aggressiv vorgeschobenes Kinn. Sie hatte Recht gehabt. Lars Svensson war nicht koscher.

Yvonne Stridner seufzte erneut und sagte bedrückt: »Wirklich nicht angenehm, sich vorzustellen, was Hillevis Schwester vor ihrem Tod durchgemacht haben muss. Wie gesagt sind Hillevi und ich sehr gut befreundet.«

»Und nichts deutet darauf hin, dass er nachgeholfen hat?«, fragte Irene.

»Nein. Sie können sich darauf verlassen, dass ich dieser Möglichkeit eingehend nachgegangen bin!«

Der harte Zug um den Mund der Pathologieprofessorin reichte, um Irene davon zu überzeugen. Hätte es das geringste Indiz für einen Mord gegeben, hätte Yvonne Stridner es gefunden. Es war eine große Enttäuschung, dass ihr das nicht gelungen war. Irgendwie hatte Irene erwartet, dass Lars Svensson seine Frau die Treppe hinuntergeworfen hatte. Das hätte zu dem gepasst, was sie vorab über seine Aggressivität und die beiden Anzeigen wegen Misshandlung der Ehefrau gehört hatte. Außerdem stimmte etwas mit seiner Persönlichkeit nicht... Wahrscheinlich würden sie über den

schweren Verdacht nicht hinauskommen. Sie konnten ihm einfach nichts beweisen.

Lars Svensson nervte es wahnsinnig, als es an der Tür klingelte. Er war gerade auf dem Weg zur Arbeit und wollte sich bei seinen Morgenritualen nicht stören lassen. Deswegen erwog er, nicht aufzumachen. Gleichzeitig verspürte er eine gewisse Unruhe sowie Neugier. Wer klingelte um diese Tageszeit an seiner Tür? Es bestand die Gefahr, dass es wieder die Polizei war.

Widerwillig stand er auf und ging in die Diele. Vorsichtig öffnete er die Haustür einen Spaltweit. Er war vollkommen verblüfft, als er die Person auf der Treppe sah.

Eine Asiatin! Sie war nicht sehr groß, dafür aber kräftig. Das Gesicht wurde von einer Brille mit einem klobigen Gestell beherrscht. Das Haar war unterhalb der Ohren gerade abgeschnitten und schon grau. Sicher war sie bereits in seinem Alter. In der einen Hand hielt sie einen Eimer und einen Mopp. Auf dem Rand des Eimers hingen ein Paar gelbe Putzhandschuhe und ein Putzlappen.

»Guten Molgen. Flau Svensson zu Hause?«, sagte die Frau mit starkem Akzent auf Schwedisch.

Molgen? War sie aus China? Dort konnten sie doch kein R aussprechen? Oder waren das die Japaner? Einen Augenblick lang geriet Lars Svensson etwas durcheinander.

Er nahm sich zusammen und öffnete die Tür etwas weiter.

»Frau Svensson? Nein, sie ist nicht zu Hause. Was wollen Sie?«, fragte er barsch.

Die Frau trat einen Schritt zurück, ehe sie antwortete.

»Flau Svensson angelufen, wegen Putzen. Sie Alm geblochen.«

Putzen? Hatte Evalis eine Reinigungsfirma angerufen, ohne ihn zu fragen? Er wurde wütend, fing sich dann aber rasch. Das wirkte in der Tat logisch. Sie hatte gesagt, sie könne mit dem operierten Arm nicht so wie immer putzen. Deswegen hatten sie einen Wortwechsel gehabt am letzten Morgen, ehe sie... fiel. Die Küche war dreckig gewesen, und er hatte zu ihr gesagt, sie hätte sauber zu sein, wenn er nach Hause komme. Da hatte sie angefangen zu jammern und behauptet, mit dem Gips könne sie nur mit Mühe putzen. Dann hatte sie zumindest die Küche geputzt, wie er ihr das aufgetragen hatte, aber nicht den Rest des Hauses. Seither hatte er auch nicht mehr geputzt. Jetzt war wirklich Großreinemachen angesagt. Tatsächlich hatte er schon selbst daran gedacht, sich wieder an eine Reinigungsfirma zu wenden. Vielleicht sollte er sich wirklich eine Putzfrau zulegen, bis er eine neue Frau gefunden hatte. Dann war nur eine fremde Person im Haus. Bei Reinigungsfirmen wusste man nie, wen sie einem gerade schickten. Es waren immer welche dabei, die verdammt schlecht arbeiteten. Er hatte sich zwar eventuell eine Asiatin vorgestellt, aber die, die jetzt vor ihm stand, war zu alt und zu hässlich. Vielleicht putzte sie ja gut.

»Also... ich war nur einen Moment überrascht. Meine Frau hat mir nicht gesagt, dass sie eine Putzhilfe bestellt hat. Außerdem ist sie... verweist. Aber Sie könnten vielleicht trotzdem putzen?«

Die Reinemachefrau nickte.

»Wie heißt die Reinigungsfirma, für die Sie arbeiten?«, fragte er.

»Nul ich. Fünzig Klonen die Stunde. Putzen bei Schwestel von Flau. Doktolin. Abel nicht zu Hause jetzt. Sie Flau Svensson mein Telefonnummel geben.«

So war das also! Diese Hillevi hatte eine schwarze Putzfrau! Vielleicht brauchte sie die auch. Ärzte arbeiteten recht viel, hatte er in der Zeitung gelesen.

»Nein, das stimmt. Meine... hm... Schwägerin arbeitet im Ausland.«

Die Reinemachefrau nickte ernst und sah ihn durch ihre dicken Brillengläser, die ihre Augen grotesk vergrößerten, an. Ihr Blick ruhte unangenehm prüfend auf ihm. Einen Augenblick lang befürchtete er schon, dass sie von Evalis' Tod wusste, aber nichts an ihrem Benehmen legte das nahe. Im Gegenteil hatte sie ausdrücklich nach »Flau Svensson« gefragt. Das war überhaupt das Erste gewesen, was sie getan hatte.

»Ich muss zur Arbeit. Sie können die Tür einfach hinter sich zufallen lassen, wenn Sie gehen. Dann bleibt das Sicherheitsschloss eben so lange offen.«

Ohne eine Miene zu verziehen sagte die Frau: »Ich Geld jetzt. Sie nicht sein in Haus.«

Unglaublich! Sollte er sie bezahlen, ehe die Arbeit getan war? Er atmete tief durch, um nicht die Beherrschung zu verlieren. Wahrscheinlich hatte sie Recht. Schließlich ging es um Schwarzgeld. Da konnte sie nicht einfach eine Rechnung schicken. Und Putzen war wirklich nötig.

Rasch drehte er sich um und sagte über die Schulter: »Kommen Sie rein.«

Er holte sein Jackett und zog seine Brieftasche aus der Innentasche.

»Wie lange dauert ein Hausputz? Und zwar gründlichst!«, fragte er.

Die Reinemachefrau ließ sich von seinem Tonfall nicht beeindrucken. Nach einem kritischen Blick in die Runde antwortete sie: »Viel Stunde.«

Ohne weiteren Kommentar fischte er zweihundert Kronen aus seiner Brieftasche. Sie nahm sie entgegen und steckte sie in die Brusttasche ihres blauen Kittels.

»Wo sind Putzsachen?«, fragte sie.

»In der Küche. Links von der Tür.«

Eilig nahm er seinen Mantel vom Kleiderbügel. Ehe er die Haustür hinter sich schloss, hielt er inne und rief ihrem Rücken zu: »Wie heißen Sie? Können Sie nächste Woche um die gleiche Zeit wiederkommen?«

Sie blieb auf der Schwelle zur Küche stehen und drehte sich um.

»Flau Yamamoto. Ich kommen nächste Woche.«

»Ich hatte das Gefühl, dass ich Lars Svensson bald wieder begegnen würde, und ich habe Recht behalten. Aber irgendwie habe ich es mir anders vorgestellt«, sagte Irene.

»Wie hattest du's dir denn vorgestellt?«, erkundigte sich Tommy spöttisch.

»Tja... so jedenfalls nicht.«

Beide schauten auf die Gestalt auf dem rosa Plüschsofa. Auf Abstand hätte man meinen können, sie schlief, aber Tommy und Irene wussten, dass sie bereits seit einigen Stunden tot war. Die Spurensicherung war mit der Arbeit fertig, und jetzt warteten sie nur noch auf den unauffälligen dunkelgrauen Lieferwagen, mit dem die Leichen abtransportiert wurden.

Die Angestellten von Lars Svensson hatten die Polizei verständigt, als er nicht wie sonst im Büro aufgetaucht war. Er war nämlich die Pünktlichkeit in Person. Eine Streife war zu seiner Adresse gefahren. Die Beamten hatten ihn durch das Panoramafenster des Wohnzimmers reglos auf der Couch liegen sehen.

Nur ein umgefallenes Glas auf der Glasplatte des Couchtisches störte die Ordnung des riesigen Wohnzimmers. Das Glas war unversehrt, aber sein dunkler, bernsteinfarbener Inhalt war über den Tisch auf den hellen Wollteppich gelaufen. Der schwere, durchdringende Geruch rauchigen Whiskys hing in der Luft. Die rosa Plüschcouch und zwei Sessel standen vor einem Großbildfernseher. Auf der einen Seite des Zimmers war ein riesiger offener Kamin. Davor gruppierte sich eine Polstergarnitur aus dunkelbraunem Leder. An den Wänden hingen nur ein paar kleine und nichts sagende Bilder.

»Kein Abschiedsbrief?«, wollte Irene wissen.

»Nein. Aber wir können nach einem Computer suchen. Gelegentlich hinterlassen Selbstmörder dort ein paar Zeilen.«

Sie zogen Plastikhandschuhe an und begannen mit der Arbeit. Tommy ging auf die Treppe zu. Irene nahm sich erneut das Erdgeschoss vor, nur um festzustellen, dass es dort noch genauso aussah wie bei ihrem ersten Besuch.

Die Ordnung war, abgesehen von dem Mann auf der Couch und dem verschütteten Whisky, perfekt. In der Küche fand Irene im Mülleimer unter der Spüle den Karton einer Tiefkühlpizza. Ein ungespülter Teller mit Besteck stand im Spülbecken und auf der Arbeitsplatte ein Weinglas mit einer leeren Rotweinflasche.

Irene fiel auf, dass das Haus für zwei viel zu groß war. Es war sicher mühsam gewesen, Ordnung zu halten, insbesondere da beide Pedanten gewesen zu sein schienen. Außer der großen Küche und dem Wohnzimmer gab es noch eine Waschküche und ein geräumiges Esszimmer, das mit weißen Stilmöbeln – schwedisches Rokoko – zugestellt war. Um den Tisch standen zehn Stühle mit grazil geschwungenen Beinen und ornamentierten Lehnen. An den Wänden standen dicht gedrängt eine ebenfalls weiße Standuhr, eine so genannte Mora-Uhr, zwei Lehnstühle, ein Eckschrank und eine

Anrichte, alles aus derselben Serie. Eine Wand zierte eine Landschaft in Ockertönen, und über der Tafel prunkte ein kleiner Kronleuchter. Der düstere unechte Perserteppich, die weißen Vorhänge und die beige Tapeten verstärkten den unpersönlichen Eindruck noch.

Da Lars Svensson auf der Couch vor dem Fernseher gelegen hatte, überprüfte Irene, ob eine Kassette im Videorekorder lag. Das war tatsächlich der Fall. Sie nahm sie heraus. In diesem Moment hörte sie Tommy aus dem Obergeschoss rufen: »Irene! Schau dir das mal an.«

Irene legte die Kassette in eine Plastiktüte, ehe sie nach oben ging.

Tommy hatte ihr den Rücken zugekehrt und deutete wortlos auf den Computermonitor.

Statt des normalen neutralen Hintergrundes hatte jemand – wahrscheinlich Lars Svensson – ein schwarz-weißes Bild von Evalis installiert. Sie lächelte den Fotografen glücklich und entspannt an. Der Wind ließ ihr blondes Haar wehen, und sie blinzelte in die Sonne.

Bei den Icons war nichts Ungewöhnliches. Sicherheitshalber klickte Tommy auf »Eigene Dateien«, ohne eine zu finden, die wie ein Abschiedsbrief klang.

Hastig ließ Irene ihren Blick durchs Zimmer schweifen.

»Schau mal da«, meinte sie und nickte in Richtung Fenster.

Auf der Fensterbank stand ein gerahmtes Foto von Evalis. Sie trug ein leichtes Sommerkleid. In der erhobenen Hand hielt sie ein Sektglas, als wolle sie mit dem Fotografen anstoßen. Auch auf diesem Bild wirkte sie fröhlich und unbeschwert.

»Vielleicht sind die Fotos von ihrer Hochzeit«, schlug Tommy vor.

»Möglich. Jedenfalls sieht sie glücklich aus«, erwiderte Irene trocken.

Sie gingen ins Schlafzimmer und schauten in die Schränke und die Kleiderkammer, entdeckten jedoch nichts Auffälliges. In der großen Bibliothek stand auf einem Ecktischchen ein weiteres gerahmtes Foto. Evalis saß in T-Shirt und Shorts auf einem Steg. Breit lachte sie in die Kamera.

In der Sauna und im Relaxraum war nichts zu holen. Das Badezimmer hingegen war interessanter. Im Schrank über dem Waschbecken lagen mehrere Arzneimittelschachteln.

Irene las die Aufschriften vor: »Rohypnol. Temesta. Tiparol. Esucos. Kodein. Halcion. Ich kenne nur Rohypnol.«

»Ich auch. Starkes Schlafmittel. Aber das andere Zeug scheint auch nicht aus dem Reformhaus zu stammen.«

Sie legten die Schachteln in eine Plastiktüte und versiegelten sie.

Schweigend fuhren sie ins Zentrum von Göteborg zurück. Irene kannte Tommy gut genug, um zu wissen, dass er denselben Gedanken nachhing wie sie. Schließlich brach sie das Schweigen.

»Er war nicht kosher.«

»Wer?«

»Lars Svensson.«

»Ganz deiner Meinung.«

»Das Szenario sieht folgendermaßen aus. Vor Trauer am Boden zerstört, hat er mit Hilfe dieser unzähligen Tabletten aus dem Badezimmerschrank Selbstmord begangen. Es gibt keinen Abschiedsbrief. Hingegen hat er an verschiedenen Stellen des Hauses Bilder seiner verstorbenen Frau aufgestellt.«

»Und eines auf seinen Computer installiert«, ergänzte Tommy.

»Ja. Das auch. Das könnte man für eine Art Abschiedsbrief halten, wenn es nicht um Lars Svensson ginge. Das passt nicht

zu dem Eindruck, den ich bei unserem ersten Besuch von ihm gewonnen habe.«

Tommy nickte.

»Hast du eine andere Theorie?«, fragte er.

Irene schwieg lange und dachte nach.

»Nein«, sagte sie schließlich und seufzte.

Im Auto wurde es wieder still. Erst als sie auf den Parkplatz des Präsidiums einbogen, brach Tommy das Schweigen.

»Eines gibt mir zu denken.«

»Was?«

»Die Fotos wurden im Sommer aufgenommen. Lars Svensson hat gesagt, dass sie sich im September kennen gelernt hätten und ein halbes Jahr lang verheiratet gewesen seien. Sie seien glücklich gewesen. Hat er das nicht gesagt?«

»Ja. Ich meine auch, mich zu erinnern, dass er so was gesagt hat.«

»Dann kann also Lars Svensson die Fotos von Evalis nicht gemacht haben.«

Irene dachte darüber nach, während sie einparkte. Erst als sie den Zündschlüssel herumgedreht hatte, wandte sie sich an Tommy.

»Du hast Recht. Aber wer hat sie dann fotografiert?«, meinte sie.

»Keine Ahnung.«

»Spielt das eine Rolle? Svensson hat die Bilder vielleicht irgendwo gefunden, und sie haben ihm gefallen. Wahrscheinlich war ihm egal, dass nicht er sie geknipst hatte.«

»Wahrscheinlich. War auch nur ein Gedanke.«

Irene nickte. Es passte wirklich einiges nicht zusammen. Aber sie hatte keinen konkreten Anhaltspunkt. Es gab keine richtigen Beweise, sondern es war eher etwas in ihrem Unterbewusstsein, was ihr keine Ruhe ließ. Ein

Irritationsmoment, das sie nicht loswurde. Wie ein winziger spitzer Stein im Schuh.

Am Tag darauf kam die Videokassette zurück, die Irene aus dem Wohnzimmer mitgenommen hatte.

»Das Video ist durchgesehen. Es handelt sich um mehrere Clips«, meinte der Mann von der Spurensicherung.

Der Film war zwanzig Minuten lang und zeigte nur Szenen von Evalis. Sie ritt auf einem Pferd, badete in einem See, ruderte mit einem Kahn und wanderte im Gebirge. Eine lange Sequenz zeigte sie beim Flechten eines Blumenkranzes für das Mittsommerfest. Sie lachte oft und wirkte fröhlich. Als der Film zu Ende war, sagte Tommy: »In diesem Film ist sie jünger. Auch auf den Fotos aus dem Haus ist sie jünger. Wieso hat er einen Film über Evalis zusammengeschnitten?«

»Aus Trauer natürlich. Der trauernde Witwer sieht sich den Film mit seiner geliebten Ehefrau immer wieder an, während er die Tabletten mit Schnaps runterspült, um Selbstmord zu begehen«, antwortete Irene.

»Falsch! Der Videorekorder war gar nicht an.«

»Stimmt. Aber etwas in der Art.«

»Tja. Vielleicht.«

Irene murmelte eine Antwort, die er nicht verstand. Nach einer Weile sagte sie dann mit Nachdruck: »Nein! Er ist nicht plausibel. Aber ich weiß nicht, wie alles zusammenhängt.«

Hinter den schmutzigen Fensterscheiben strahlte eine wunderbare Maisonnette. Frau Professor Yvonne Stridner merkte das nicht. Sie war in die Papiere vertieft, die vor ihr auf dem Schreibtisch lagen. Langsam dämmerte es ihr, was das Ergebnis der Analysen zu bedeuten hatte. Sie wusste nicht, wie

sie mit diesem Ergebnis umgehen sollte. Das war ungewohnt und frustrierend. War es möglich gewesen? Aber wie?

Fast widerwillig richtete sie ihren Blick auf den Monitor ihres Computers: Sie hatte eine Mail erhalten.

»Hallo Yvonne!

Ich komme am Mittwoch gegen 17 Uhr in Landvetter an. Können wir uns abends treffen? Ich muss mit einem vernünftigen Menschen sprechen. Die Beerdigung ist am Donnerstag. Alles Liebe! Hillevi.«

Heute war Montag. In zwei Tagen würde Hillevi also aus Südamerika eintreffen, und in fünf Tagen würde das Doppelbegräbnis der Eheleute Svensson stattfinden. Yvonne Stridner sah sich den Laborbefund erneut eingehend an. Sie musste mit Hillevi sprechen. Obwohl sie ihre beste Freundin war, konnte sie ihr ein paar unbequeme Fragen nicht ersparen. Sie zog die Tastatur ihres Computers zu sich heran und schrieb eine Antwort-Mail:

»Hallo Hillevi!

Natürlich können wir uns Mittwochabend treffen. Um 20 Uhr bei mir zum Essen. Ich bin die ganze Woche Strohwitwe. Wir sind ungestört. Alles Liebe! Yvonne.«

Die neue Frisur steht ihr überhaupt nicht, war Yvonne Stridners erster Gedanke. Hillevi hatte immer lange Haare gehabt. Bei der Arbeit hatte sie sie mit einer Spange zusammengebunden. Ausnahmsweise bewies die sonst immer sehr direkte Professorin Takt und sagte nicht, was sie von der kurzen Pagenfrisur hielt.

Hillevi sah müde und etwas verquollen aus. Das ließ sich natürlich durch die lange Reise, die Zeitverschiebung und die

Trauer über den Tod der Schwester erklären. Yvonne Stridner wusste, was für eine enge Beziehung die beiden gehabt hatten. Der Blick von Hillevi hatte jedoch auch etwas Abwesendes. Als hätte sie nicht die Kraft, sich dem Hier und Jetzt zu stellen. Yvonne Stridner musste ihre Fragen nach der Arbeit im St. Mary's Hospital mehrmals wiederholen. Wie es sei, im Dschungel zu leben. Hillevis einsilbigen Antworten entnahm sie, dass es vielleicht doch nicht ganz so primitiv war, wie sie es sich vorgestellt hatte. Obwohl Armut und Not der Kinder, Kriegsopfern, zum Himmel schrien.

Sie aßen vor dem offenen Kamin in einem Zimmer, das Yvonne Stridner wegen der Zitronen- und Orangenbäume in großen Terrakottatöpfen Orangerie nannte. Sie freute sich, dass sie sogar Früchte trugen. Das Zimmer hatte auf drei Seiten Glaswände und Aussicht über den Hjuviken. Das Haus lag auf einer Anhöhe, und die Aussicht war hinreißend.

Kochen war ein großes Hobby der Professorin. Da ihr klar geworden war, dass sich Hillevi nach typisch schwedischen Gerichten sehnen würde, hatte sie das zubereitet, was ihr von der Hausmannskost am besten schmeckte: gekochten Heilbutt mit frischem Meerrettich, zerlassener Butter und jungen Kartoffeln von der Bjärehalbinsel. Letztere kosteten im Mai noch ein Vermögen, aber sie wollte etwas ganz Besonderes auftischen, da sie sich ein Jahr lang nicht gesehen hatten. Der zarte Spargel der Vorspeise hatte wunderbar geschmeckt. Zum Essen servierte sie einen leichten Chardonnay. Absichtlich schenkte sie Hillevi dauernd nach, damit diese sich entspannen würde, aber die Freundin schien sich nicht für den Wein zu interessieren. Sie aß und trank nur wenig.

Statt eines Desserts tranken sie Kaffee und aßen erlesene Schokoladenpralinen. Bei ihrer letzten Reise hatte Yvonne in einem Taxfreeshop eine große Schachtel davon erstanden.

Ohne zu fragen, stellte sie große, gefüllte Cognacschwenker neben die Tassen.

»Trink! Du kannst es brauchen«, meinte Yvonne.

Sie hob ihr Glas und nickte ihrer Besucherin zu, die zögernd zu dem ihren griff. Vorsichtig probierte Hillevi den aromatischen Inhalt und stellte den Cognacschwenker dann rasch wieder ab.

Yvonne beobachtete sie über den Rand ihres Glases hinweg und atmete das volle Bouquet ihres Lieblingscognacs ein. Dann fand sie, es sei an der Zeit, die ernsteren Dinge anzusprechen.

»Kannst du über das, was passiert ist, sprechen?«, begann sie.

Hillevi nickte.

»Willst du im Dschungel bleiben?«

Hillevi schwieg eine Weile, ehe sie antwortete.

»Ja. Noch mindestens zwei Jahre. Wahrscheinlich länger. Jetzt habe ich hier schließlich niemanden mehr... außer dir und meinen anderen Freunden. Aber niemanden...«

Sie brach mitten im Satz ab. Yvonne nickte als Zeichen, dass sie sie verstanden hatte. Erst waren ihre Eltern gestorben, dann Per-Erik und jetzt Evalis.

»Wann fährst du zurück?«

»In einer Woche.«

»Kannst du deinen Schwager überhaupt?«

»Nein. Wir haben nur einmal miteinander gesprochen und zwar nach Evilis' Tod. Ich rief ihn an, um den Termin der Beerdigung zu erfragen. Schließlich musste ich mir frei nehmen, um hierher fahren zu können.«

Yvonne trank einen kleinen Schluck Cognac und überlegte, wie sie weiterfragen sollte.

Sie entschloss sich, direkt zu sein.

»Wie du weißt, habe ich sowohl Evalis als auch deinen Schwager obduziert... Lars hieß er, glaube ich.«

Hillevi nickte erneut.

»Dabei kamen einige unerfreuliche Dinge ans Licht. Wusstest du nicht, dass er Evalis misshandelt hat?«

»Nein. Davon hat sie mir nichts erzählt.«

Zum ersten Mal, seit sie gekommen war, schien Hillevi auf der Hut zu sein. Yvonne merkte es ihrer Stimme an.

»Am sonderbarsten ist jedoch der Selbstmord deines Schwagers.«

»Ach?«

»Er hat eine Mischung aller Tabletten aus dem Badezimmerschrank geschluckt. Offensichtlich hatte er sie in Wein aufgelöst. Seltsamerweise handelt es sich in Kombination mit der großen Menge Alkohol um die ideale Mischung, um eine Atemlähmung herbeizuführen.«

Hillevi zog erstaunt die Brauen hoch.

Yvonne setzte erneut an.

»Am meisten erstaunt mich, dass er wusste, wie wichtig Antiemetika sind. Schließlich wäre es fatal gewesen, wenn er seine Selbstmordmischung erbrochen hätte. Wie hat er das nur wissen können?«

Hillevi zuckte mit den Achseln.

»Keine Ahnung. Ich kannte ihn nicht. Vielleicht hatte er sich vorher schlau gemacht«, erwiderte sie desinteressiert.

»Dazu kommt, dass das Esucos die Wirkung der anderen Tabletten und des Alkohols verstärkt. Als ich die Verpackungen sah, fiel mir auf, dass auf denen, die Esucos, Kodein, Recipen und Halcion enthalten hatten, keine Apothekenaufkleber klebten. Wo hatten Evalis oder Lars die Sachen her, wenn nicht aus der Apotheke?«

»Ich habe wirklich keine Ahnung. Aber ich erinnere mich, dass ich Evalis einmal Esucos gegen Flugangst gegeben habe, das hat bei ihr ausgezeichnet funktioniert.«

»Flugangst? Das ist doch wohl keine Indikation für Esucos!«

»Sie hatte solche Angst, sich übergeben zu müssen. Wie gesagt wirkte Esucos bei ihr.«

»Und Halcion? Das andere Schlafmittel außer dem Rohypnol? Litt Evalis an Schlaflosigkeit?«

»Gut möglich. Als Mama vor fünf Jahren starb, verschrieb ich ihr Stesolid. Damals litt sie an Angstzuständen und hatte Probleme beim Einschlafen. Vielleicht bekam sie ja ernsthafte Schlafprobleme, nachdem sie diesen... Psychopathen geheiratet hatte. Vielleicht hatte aber auch er die Schlafprobleme.«

Erneut dieser gleichgültige Tonfall. War er gespielt? Obwohl sie sich fast fünfunddreißig Jahre kannten, war Yvonne sich nicht sicher. Sie beschloss, ihre letzte Frage zu stellen, die unangenehmste.

»Die Toxikologen fanden eine Substanz in Lars' Magen, die in keiner der Tabletten enthalten ist.«

Sie hielt inne und sah ihre Freundin scharf an. Diese reagierte nicht.

»Sein Mageninhalt wies eine verschwindende Menge Natriumpentobarbital auf.«

Hillevis Mundwinkel zitterten leicht. Sie machte jedoch keine Anstalten, etwas zu sagen.

»Das ist ein Schlafmittel, das zum Einschlafen von Tieren verwendet wird. Es wird in der Schweiz und in anderen Ländern, in denen die Euthanasie legal ist, verwendet«, sagte Yvonne langsam.

Die Stille im Wintergarten war elektrisch aufgeladen. Die untergehende Sonne färbte das Meer und den Himmel purpurrot. Ein fantastisches Naturschauspiel bot sich ihren Blicken, aber keine der beiden Frauen hatte Augen dafür.

Schließlich sagte Hillevi: »Merkwürdig. Wo hatte er das nur her?«

»In einer Apotheke werden sie ihm das nicht verkauft haben. Sicher hat das Pentobarbital den Ausschlag gegeben. Er hatte keine Chance!«

Zum ersten Mal sah Hillevi sie direkt an. Ihre Augen funkelten. Was war das? Angst? Zorn? Yvonne wusste es nicht recht.

»Nein. Er hatte keine Chance«, flüsterte Hillevi.

Sie schaute zur Seite und entdeckte die wunderbaren Farben, in die das Meer getaucht war.

»Oh! Wie schön!«

Zum ersten Mal, seit sie an diesem Abend das Haus von Yvonne betreten hatte, lächelte sie. Die rote, untergehende Sonne funkelte in ihren Augen. Yvonne fröstelte es, und sie nahm einen großen Schluck Cognac.

Irene hatte Hillevi Hääger angerufen und um eine Unterredung gebeten. Sie hatte ihr angeboten, sie zu Hause aufzusuchen, aber Hillevi hatte es vorgezogen, zu ihr ins Präsidium zu kommen, da sie ohnehin in der Stadt zu tun hatte. Pünktlich um zehn erhielt Irene vom Empfang Bescheid, dass Hillevi Hääger auf sie warte.

Irene stieg aus dem Fahrstuhl und öffnete die Tür zum Wartezimmer. Keine Hillevi Hääger. Die beiden Wartenden hatten ein sehr ausländisches Aussehen. Der Mann war dunkelhäutig, wahrscheinlich Inder, die Frau kam aus Asien. Irene schaute in Richtung der Toiletten. Vielleicht war Hillevi dort? Da erhob sich die Asiatin und kam auf Irene zu.

»Ich bin Hillevi Hääger«, sagte sie und hielt Irene die Hand hin.

Irene war sprachlos, und es gelang ihr nicht, ihre Überraschung zu verbergen.

»Ach... ach so... ich bin Kriminalinspektorin Irene Huss«, erwiderte sie unbeholfen.

Hillevi lächelte, als sie mit dem Aufzug in den vierten Stock fuhren.

»Wussten Sie nicht, dass ich adoptiert bin?«, fragte sie.

»Nein. Davon stand nirgendwo etwas«, antwortete Irene.

Der Fahrstuhl blieb stehen, und sie stiegen aus. Irene führte sie in ihr Büro und nahm auf dem Weg zwei Becher Automatenkaffee mit.

Sie setzten sich zu beiden Seiten des Schreibtischs. Hillevi pustete auf ihren heißen Kaffee und fuhr dann fort zu erzählen.

»Unsere Eltern waren ein paar Jahre Missionare in China. Sie fanden mich in einem Kinderheim. Ich bin ein Findelkind. Eines Morgens lag ich auf der Treppe des Kinderheims. Niemand weiß, wer meine richtigen Eltern sind. Aber meine Adoptiveltern waren die besten Eltern, die man sich nur wünschen kann. Ich war fünf Jahre alt, als wir nach Schweden zogen.«

»War das, als Evalis geboren wurde?«

»Nein. Das dauerte noch einmal fünf Jahre. Ich war zehn, als ich eine kleine Schwester bekam. Und ich kann Ihnen versichern, dass ich das noch immer als den glücklichsten Augenblick in meinem Leben betrachte! Wie sehr ich mich nach einer Schwester oder einem Bruder gesehnt hatte! Zu dieser Zeit waren Adoptivkinder noch recht ungewöhnlich. Es dauerte noch ein paar Jahre, bis das mit den Adoptionen aus Korea so richtig anfang. Ich gehörte nicht recht dazu, weil ich so anders aussah. Man hat mich zwar nicht gehänselt, wirklich nicht, aber ich hatte oft das Gefühl, nicht richtig dazuzugehören.«

»Ihre Eltern müssen schon recht alt gewesen sein, als Evalis geboren wurde?«

Ein Lächeln huschte über Hillevis Züge.

»Mama war fünfundvierzig und Papa einundfünfzig. Sie fanden es peinlich, aber gleichzeitig freuten sie sich wahnsinnig. Ich hatte auch nie die Angst, dass sie mich vernachlässigen und dem Baby ihre ganze Liebe schenken könnten.«

»Sie und Ihre Schwester standen sich also sehr nahe?«

»Ja. Nach Evalis' Geburt erkrankte Mama an Gelenkrheumatismus. Deswegen musste ich mich viel um meine Schwester kümmern. Ich war für sie wie eine Ersatzmutter.«

»Hat Ihnen Evalis nie erzählt, dass ihr Mann sie schlug?«

»Nein. Schließlich war ich ihm nie begegnet, ehe... all das passierte.«

»Und trotzdem haben Sie mich gefragt, ob wir den Verdacht hätten, dass beim Tod Ihrer Schwester etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sei.«

Ein Augenblick verging, bis Hillevi antwortete.

»Das lag vermutlich daran, dass mir Evalis ein paar Tage zuvor eine kurze Mail geschickt hatte. Sie schrieb, sie sei in der Badewanne ausgerutscht und habe sich den Arm gebrochen. Ein komplizierter Bruch, der operiert werden musste. Sie war drei Tage stationär behandelt worden. Die Mitteilung war kurz, da sie nur mit der linken Hand schreiben konnte. Ich... ich hatte so ein komisches Gefühl. Dass sie nicht die Wahrheit schreibt. Vielleicht Telepathie. Und als ich dann die Nachricht von ihrem Sturz auf der Treppe erhielt... wurde dieses Gefühl stärker. Ich kann das nicht richtig erklären, aber ich hatte kein gutes Gefühl.«

Irene betrachtete die Frau auf der anderen Seite des Tisches eingehend. Die Hände hielt sie gefaltet auf dem Schoß. Sie waren kräftig, und die Arbeit war ihnen anzusehen. Keine Ringe. Hillevi trug ein altmodisches schwarzes Kostüm und schwarze Pumps. Ein schlichtes Goldkreuz funkelte an ihrem

Hals, ihr einziger Schmuck. Wahrscheinlich wollte sie anschließend zur Beerdigung. Ihr graues Haar trug sie kurz. Das Gesicht war recht breit, und außerdem war sie leicht untersetzt. Wahrscheinlich war sie nie eine Schönheit gewesen, auch nicht in jungen Jahren. Furchtlos begegneten die mandelförmigen Augen dem forschenden Blick Irenes. Trotz ihrer Trauer ging eine große Ruhe von ihr aus.

»Als Ihr Schwager gefunden wurde, hatte er unzählige Bilder von Evalis im Haus. Das wirkt merkwürdig. Ich meine, falls er sie wirklich misshandelt und ihren Tod verursacht hat.«

»Das kann auch ganz logisch sein. Vielleicht plagte ihn ein schlechtes Gewissen.«

»Möglich. Frau Professor Stridner hat mich gestern angerufen und mir das Ergebnis der chemischen Analysen mitgeteilt. Wir wissen also, was er alles geschluckt hat.«

Irene schaute auf ihren Notizblock, auf dem sie mitgeschrieben hatte. Ihr fiel auf, dass Hillevi sie die ganze Zeit reglos betrachtete.

»Die Kombination von Schlaftabletten und Schmerzmitteln, die Ihr Schwager mit großen Mengen Alkohol runtergespült hatte, war sofort tödlich. Er muss den Alkohol schnell getrunken haben. Das tut man sicher, wenn man beschlossen hat, sich das Leben zu nehmen.«

Hillevi nickte nur.

»Wir haben keine Beweise dafür gefunden, dass es sich beim Tod Ihrer Schwester um etwas anderes als einen tragischen Sturz gehandelt hat. Bei Ihrem Schwager deutet alles auf einen Selbstmord hin. Das wollte ich Ihnen nur mitteilen, bevor Sie zurück nach Südamerika fahren.«

Ihre Besucherin erhob sich langsam und gab ihr über den Tisch die Hand. Der Händedruck war fest, aber Irene spürte ein leichtes Zittern.

»Danke. Vielen Dank«, murmelte Hillevi.

Vor deinem Sarg stehen zu müssen ist furchtbar. Wie soll ich dafür nur die Kraft aufbringen? Nur dass dein Mörder im Sarg neben dir liegt, tröstet mich. Deine lange Mail hat mich im Tiefsten getroffen. Ich ahnte nichts! Wie es dir ging, hast du wirklich gut versteckt. Bis zu dieser letzten Mail... Ich sah das als ein Zeichen. In der Tat war alles bereits vorbereitet! Bereits mehrere Monate zuvor hatte ich zu meinem Chef gesagt, dass ich nach Miami fahren müsse. Dort war ich auf eine Tagung über Krankenpflege in Kriegsgebieten eingeladen. Bei dieser Gelegenheit wollte ich ein paar Tage Ferien machen. Die Arbeit war überaus anstrengend, und ich war erschöpft. Schließlich bin ich nicht mehr die Jüngste. Nach Schweden wollte ich erst wieder im August. Als deine Mail kam, ging ich zu meinem Chef und sagte, ich müsse fahren. Ich wollte drei Wochen wegbleiben. Ich buchte einen Flug nach Miami. Ich sagte meinem Chef nicht, dass ich nach Schweden wollte. Bei einer anderen Fluggesellschaft bestellte ich ein Ticket nach Göteborg. Gleichzeitig reservierte ich zwei Tickets von Göteborg nach Miami einige Tage später. Ich hatte vor, dich nach Florida mitzunehmen. Die Tage vor der Rückreise nach Miami wollte ich mit dir in meiner Wohnung in Göteborg bleiben. Dann hätten wir uns um einen Scheidungsanwalt und andere praktische Dinge kümmern können. Nach deiner Rückkehr nach Göteborg hättest du in meiner Wohnung wohnen können. Dein Mann wusste schließlich nicht, wo ich wohne, und im Telefonbuch stehe ich auch nicht unter Hääger, sondern unter Axelsson, dem Namen meines verstorbenen Mannes. Frag mich nicht, warum ich das nie geändert habe, schließlich sind seit dem Tod von Per-Erik fast vier Jahre vergangen.

Aber nichts kam so wie geplant.

Fakt ist, hätte diese Inspektorin Irene Huss eine Stunde später angerufen, um mir mitzuteilen, dass du tot bist, dann hätte ich das Gespräch nicht entgegennehmen können. Dann wäre ich bereits in der Luft gewesen auf dem Weg nach Miami. Ich hatte meinen Dienstanschluss auf mein Handy weitergeschaltet, damit meine Kollegen mich noch bis zum letzten Augenblick, bis zum An-Bord-Gehen erreichen konnten.

Als die Polizistin ihre Botschaft überbrachte, glaubte ich, dass ich das nicht überleben würde. Das durfte nicht wahr sein! Jetzt hatte ich niemanden mehr. Mama, Papa, Per-Erik und jetzt du... Ich hatte diese Irene Huss immer noch am anderen Ende der Leitung, als ich wieder einigermaßen zu mir kam. An das Ende des Gesprächs erinnere ich mich nicht, weiß aber noch, dass sie sagte, es bestehe keinerlei Verdacht, dass bei deinem Tod etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sein könnte.

Während des Flugs verfolgte mich ein Gedanke. Es musste ihm gelungen sein, dich zu ermorden. Er hatte dich die Treppe hinuntergestoßen, ohne Spuren zu hinterlassen. Er hatte dir das Leben zur Hölle gemacht und dich zum Schluss auch noch ermordet. Als die Maschine landete, war ich vollkommen davon überzeugt, dass es so gewesen sein musste. Dank deiner Mail wusste ich, was für ein Mann er war. Plötzlich wusste ich recht viel über meinen Schwager. Ein Gedanke nahm in meinem Kopf Gestalt an: Dieses Wissen konnte ich ausnutzen. Ich wollte Rache üben! Ich entschloss mich, es auch wirklich zu tun.

Als ich in Miami ankam, wurde es ziemlich eng. Ich war gezwungen, mein Gepäck zu holen und es für den Flug nach Schweden erneut einzuchecken. Aber die Zeit reichte. Während der fünfzehn Stunden über den Atlantik hatte ich

genügend Zeit, um zu planen, wie ich Lars Svensson töten würde.

Ich machte mir seine unflexible Art, seine Rituale und seinen Geiz zu Nutze. Zu Hause hatte es blitzsauber zu sein, aber Putzen verabscheute er. Nach dem Nachhausekommen ging er als Erstes in die Küche und goss sich sechzehn Zentiliter nach Teer stinkenden Whisky ein. Du hast auch geschrieben, wie fürchterlich er schmeckte. Ich kenne diesen Whisky und weiß, dass er als sehr edel und exklusiv gilt. Deswegen erstaunte es mich, dass du schriebst, dass er zum Essen immer eine Flasche billigen Wein trank. »Er schüttet den Wein runter wie Milch oder Wasser«, schriebst du. Vielleicht kaufte er auch deswegen keine teuren Weine. Es ging ihm nicht um den Geschmack, sondern um den Alkohol. Und er war geizig. Nie wollte er essen gehen. Ihr hattet nur selten Gäste. Du schriebst, ihr hättet nur einmal im Esszimmer gegessen, seit du bei ihm eingezogen seist. Und ich hatte geglaubt, dass du durch ihn neue und interessante Freunde gefunden hättest! Stattdessen schottete er dich ab und erniedrigte dich. Er misshandelte dich, und zum Schluss brachte er dich um.

Nein. Ich bereue meine Tat nicht.

Sobald die Maschine gelandet war, fuhr ich mit dem Taxi zu meiner Wohnung. Meine Tasche trug ich nicht hoch, sondern stellte sie in die Garage. Obwohl ich das Auto seit einem Jahr nicht mehr benutzt hatte, zweifelte ich nicht daran, dass der Motor anspringen würde. Ich hatte Glück und begegnete niemandem im Treppenhaus oder Fahrstuhl. Als Erstes schnitt ich mir die Haare ab. Das sah zwar nicht sonderlich hübsch aus, aber veränderte mein Aussehen total. Anschließend suchte ich Per-Eriks Brille hervor. Sie lag noch in der Abstellkammer in seiner Aktentasche. Mit ihr auf der Nase erkannte selbst ich mich nicht wieder. Dann suchte ich alle Arzneimittelproben zusammen, die ich hatte. Ich wusste, dass du Rohypnol,

Temesta und Tiparol im Haus hast. Das Esucos und die anderen Mittel benutzte ich, um die Wirkung dieser Medikamente zu verstärken. Stimmt, ich hatte auch Natriumpentobarbital. Vermutlich hatte ich es mal als Kuriosum behalten.

Die Tabletten zerkleinerte ich in einem Mörser und löste sie in Wasser auf. Die Lösung goss ich in eine kleine Glasflasche mit Schraubverschluss. Spritzen, Kanülen und Handschuhe lagen im Schrank. Der blaue Kittel war die Warenprobe eines Herstellers von Arbeitskleidung. Wir sollten diese Kittel für die Klinik bestellen. Wir nahmen damals andere, aber dieser eine war bei mir liegen geblieben. Jetzt kam er wie gerufen. Eimer, Mopp und Putzlappen stammten aus meinem eigenen Putzschrank. Als Letztes nahm ich ein paar Fotos von dir und rahmte sie. Eine Diskette mit einem eingescannten Foto von dir packte ich ebenfalls ein, um sie auf deinem Computer zu installieren.

Ich verstaute die Sachen im Auto und fuhr in die Stadt.

Dort nahm ich mir ein Zimmer in einem Hotel. Neben dem Hotel lag ein Frisör, bei dem nicht vorbestellt werden musste. Dort ließ ich mir die Haare nachschneiden. Als die Friseurin mich fragte, wie ich zu meiner Frisur gekommen sei, antwortete ich, meine siebzehnjährige Tochter hätte versucht, mir die Haare zu schneiden, da sie so gern das Frisörhandwerk erlernen wolle. Die Friseurin schüttelte nur den Kopf und sagte nichts weiter. Anschließend kaufte ich an der Wurstbude vor dem Hotel eine Bockwurst mit Brot und Kartoffelbrei und aß sie auf dem Zimmer. Nachdem ich gegessen hatte, versuchte ich zu schlafen. Vielleicht bin ich wirklich eine Weile eingeschlummert. Ich erinnere mich nicht. Am Tag darauf musste ich zeitig aufstehen, um mich in die Putzhilfe Flau Yamamoto zu verwandeln.

Das Schlimmste war der Augenblick, als ich an seiner Tür klingelte. Wenn er jetzt ein Fotoalbum mit Bildern von uns beiden gefunden hatte? Du schriebst, dass er sich nicht die Bohne für unsere Familie interessiert habe und auch nicht wisse, dass ich adoptiert sei. Alles lief so, wie ich gehofft hatte. Der billigen Putzhilfe konnte er nicht widerstehen.

Ich sah ihn mit seinem schicken Auto davonfahren. Er hatte es augenscheinlich eilig. Schließlich hatte ich ihn aufgehalten. Als Erstes streifte ich die OP-Handschuhe über. Sorgfältig spülte ich den Puder ab. Dann ging ich in die Küche und suchte die Weinflaschen. Eine Flasche Rotwein und zwei Flaschen Weißwein standen im Schrank. Ich wollte, dass er die Tabletten noch am selben Abend konsumiert. Du schriebst, dass er, je nach dem, was auf den Tisch käme, Rot- oder Weißwein trinke. Der Kühlschrank war fast leer. Mit dem Gefrierschrank hatte ich mehr Glück. Dort lagen zwei Tiefkühlpizzen. Pizza sprach für Rotwein. Vorsichtig durchstach ich die Aluminiumfolie über dem Korken und dann den Korken mit einer relativ dünnen Kanüle. Ich entnahm die Menge Wein, die ich in Form der Lösung in die Flasche füllen wollte. Ich wollte den Wein mit einer tödlichen Lösung aus Wasser und Tabletten vermischen.

Anschließend überzeugte ich mich, dass der Einstich nicht zu sehen war. Wer nicht wusste, dass er da war, würde ihn nicht entdecken. Ich stellte die gerahmten Fotos an Stellen auf, an denen er sie nicht sofort bemerken würde, falls er eine Runde durchs Haus machte, ehe er mit dem Abendessen begann. Rasch installierte ich das Bild von der Diskette auf dem Computer auf deinem Schreibtisch. Ich wusste, dass er den PC praktisch nie verwendete. Er gehörte dir und war vermutlich der einzige Gegenstand, den du in seinen vier Wänden aufstellen durftest. Zum Schluss legte ich dann noch den Film,

den ich zu deinem Vierzigsten zusammengeschnitten hatte, in den Videorekorder.

Anschließend putzte ich überaus sorgfältig das ganze Haus. Ich wollte, dass bei seinem Nachhausekommen alles blitzblank war, damit er nicht weiter kontrollieren würde, wie ich meine Arbeit gemacht hatte. Er sollte ganz entspannt wie immer in die Küche gehen und sich einen großen Whisky eingießen. Der war wichtig. Eiskalt rechnete ich damit, dass eine so große Menge nach Teer schmeckendem Whisky seinen Geschmackssinn lahm legte und ihm dann der bittere Geschmack der Tabletten nicht weiter auffiele. Offenbar behielt ich Recht. Er nahm den Rotwein und leerte die ganze Flasche. Es ist merkwürdig, dass er nicht schon das Bewusstsein verlor, bevor er alles getrunken hatte, aber das lässt sich vermutlich dadurch erklären, dass er so zügig trank. In der Tat kam er mit seinem Whiskyglas noch bis ins Wohnzimmer. Aber dort hieß es dann gute Nacht.

Da saß ich bereits in der Maschine zurück nach Florida. Auf der ganzen Reise schlief ich wie ein Murmeltier. Nach der Landung fuhr ich direkt ins Hotel. Es war angenehm, noch ein wenig ausruhen zu können, bevor der Kurs am Montag begann. Montagabend rief ich meinen Chef an und sagte ihm, ich hätte erfahren, du seist gestorben. Er war sehr verständnisvoll und gab mir eine Woche Zusatzurlaub, damit ich nach Hause zu deiner Beerdigung fahren konnte.

Yvonne ahnte, dass beim Tod meines Schwagers nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war. Sie begriff nur nicht, wie ich an der Sache beteiligt sein konnte. Sie hatte jedoch einen Verdacht. Als ich bei ihr zu Abend aß, wusste sie, dass ich direkt aus Miami gekommen war, glaubte aber, dass ich dort nur umgestiegen sei. Sie hätte wegen der Pentobarbitalspuren weitere Nachforschungen veranlassen können. Ich bin mir

nicht sicher, ob mein Alibi dann immer noch wasserdicht
gewesen wäre. Aber sie tat es nicht.

Und ich rächte uns, meine Schwester.

Die Frau im Fahrstuhl II

Was ich jetzt erzählen will, geschah vor bald fünfzig Jahren. Ich hatte gerade das Krankenschwesterexamen abgelegt und bekam eine Stelle als Nachtschwester auf einer Station der Abteilung für Innere Medizin. Diese lag im neuen Gebäude für »Dermatologie und Venerologie« des Sahlgrenska Krankenhauses. Es handelte sich um einen fünfstöckigen, würfelförmigen Neubau auf einer Anhöhe. Die Innere lag in der zweiten Etage. Darüber waren die Patienten der Hautklinik untergebracht.

Recht bald merkten wir Nachtschwestern, dass sich in Vollmondnächten geheimnisvolle Dinge ereigneten. Immer um Mitternacht benutzte eine unbekannte Frau den Fahrstuhl. Sie fuhr ganz oben, dort wo die Verwaltung lag, los. Wir bekamen nie mit, wie sie nach oben kam, sosehr wir auch versuchten, den Fahrstuhl den Abend über im Auge zu behalten. Allerdings sahen wir sie in den besagten Nächten auf dem Weg nach unten.

Sie sah immer gleich aus. Reglos stand sie in einem grünen Kostüm mitten im Aufzug, mit schwarzen, hochhackigen Schuhen. Ich erinnere mich, dass sie immer ihre Handtasche fest umklammert vor sich hielt. Ihr Haar, ein hübscher Pagenkopf, glänzte kupferrot. Die Brille war möglicherweise eine Spur altmodisch, und sie sah uns immer ernst an, wenn wir unsere Nasen am Fenster der Fahrstuhltür platt drückten. Wir hatten mehrmals versucht, den Lift anzuhalten, indem wir auf den Knopf drückten, wenn er auf dem Weg zu unserem Stockwerk war. Sonst funktionierte das immer, aber nie, wenn sich diese Frau im Fahrstuhl befand.

Ich arbeitete zusammen mit Schwester Majvor und der Pflegehelferin Gunilla. Mehrere Monate lang war die seltsame Frau Tagesthema bei uns.

Weshalb benutzte sie unseren Fahrstuhl? Wie gelangte sie ins Verwaltungsstockwerk? Wer war sie? Wieso zeigte sie sich nur bei Vollmond?

Wir drehten und wendeten die wenigen Anhaltspunkte die wir hatten, ohne auf irgendwelche vernünftigen Erklärungen zu kommen. Deswegen beschlossen wir, nach einer Antwort auf unsere Fragen zu suchen.

Vermutlich waren wir alle drei ähnlich angespannt, aber wir versuchten, uns nichts anmerken zu lassen, sondern erledigten unsere abendlichen Aufgaben wie immer. Eine Viertelstunde bevor es zwölf schlug, reichte ich Gunilla den Hauptschlüssel.

»Was auch immer du tust, du darfst ihn nicht verlieren!«, ermahnte ich sie.

Gunilla wirkte fast feierlich, als sie den Schlüssel entgegennahm. Ich fand sie sehr gefasst vor ihrem großen Einsatz.

Majvor und ich begaben uns ins Schwesternzimmer und warteten auf Gunillas Rückkehr. Sie erschien um Viertel nach zwölf.

Ich hatte eine fröhliche und triumphierende Gunilla erwartet, die lautstark damit angab, jetzt sei das Geheimnis wahrhaftig gelöst! Aber das Gegenteil war der Fall.

Mit geistesabwesender und grüblerischer Miene betrat sie das Schwesternzimmer. Die eine Wange wies eine blutende Schramme auf. In ihrem blonden lockigen Haar hatten sich Laub und ein Stöckchen verfangen.

»Warst du draußen? Setz dich, dann können wir die Wunde reinigen, und du kannst erzählen«, sagte ich.

»Wunde?«, erwiderte Gunilla erstaunt.

Als ich damit begann, die Blessur mit dreiprozentigem Wasserstoffperoxid abzutupfen, murmelte Gunilla: »Ach das. Das war, als ich mich durch den Flieder drängen wollte.«

Majvor und ich sahen uns fragend an, sagten aber nichts, sondern warteten ungeduldig darauf, dass Gunilla endlich zu erzählen begann.

»Nachdem ich die Tür zur Poliklinik aufgeschlossen hatte, schlich ich mich hinein und stellte mich hinter die Tür. Durch den Türspalt hatte ich einen perfekten Überblick über die Fahrstuhltür und fast das gesamte Entree. Gegen zwölf fuhr der Lift erst nach oben und dann sofort wieder nach unten. Genau so wie immer. Ich muss gestehen, dass mich der Gedanke, dass der Fahrstuhl gleich bei mir ankommen würde, nervös machte. Schließlich kam er. Ich hörte es deutlich rumpeln, als er stehen blieb. Und dann passierte nichts.«

»Nichts? Kam sie nicht heraus?«, fragten Majvor und ich wie aus einem Munde.

Entschieden schüttelte Gunilla den Kopf.

»Nein. Nichts geschah. Ich kam mir ziemlich dumm vor, so in der Dunkelheit zu lauern. Nach ein paar Minuten beschloss ich, durch das Fenster in der Fahrstuhltür zu schauen. Ich verließ mein Versteck und schloss die Tür zur Poliklinik ab. In diesem Augenblick muss sie sich aus dem Fahrstuhl geschlichen haben. Ich hatte dem Fahrstuhl nur ein paar Sekunden lang den Rücken gekehrt. Das Schloss ging recht schwer.«

Gunilla verstummte und sah eine Weile lang ziemlich nachdenklich aus, dann fuhr sie fort: »Ich begann, auf den Lift zuzugehen, und hatte erst ein paar Schritte gemacht, als ich aus den Augenwinkeln heraus eine Bewegung wahrnahm. Rasch

drehte ich mich um und sah, dass die Frau durch die Eingangstür gegangen war! In diesem Augenblick kam der Mond hinter den Wolken hervor, und ich erkannte deutlich ihren grünen Rücken durch das Glas der Tür.«

»Aber Gunilla! Du hättest sie doch hören müssen! Das Entree hat einen Marmorfußboden, und sie trägt Schuhe mit hohen Absätzen. Mit denen kann man nicht schleichen«, unterbrach ich sie.

»Sie muss ihre Schuhe ausgezogen haben. Obwohl, wenn ich darüber nachdenke...«

Sie saß lange schweigend da, ehe sie fortfuhr: »... dann habe ich auch nicht gehört, wie sie die schwere Außentür geöffnet hat.«

Wieder wurde es im Zimmer still. Majvor brach das Schweigen: »Was ist dann passiert? Wie bist du in das Fliedergebüsch geraten?«

»Ich bin zur Tür gerannt. Als ich sie endlich aufbekommen hatte, hatten sich Wolkenschleier vor den Mond gelegt, und die Sicht wurde schlechter. Aber ich sah sie. Sie ging quer über den Rasen den Hügel hinunter. Mit diesen Absätzen hätte sie eigentlich den asphaltierten Gehweg benutzen müssen. Das tat sie aber nicht. Ich ging, so rasch ich es wagte, hinter ihr her. Die Sicht war schlecht, und ich wollte mir nicht den Fuß verstauchen. Die ganze Zeit hatte ich sie im Blick. Sie ging direkt auf die Fliederbüsche zu. Wie ein schwarzer Schatten trat sie zwischen die Büsche und verschwand!«

Majvor und ich saßen mit aufgerissenen Augen da und starrten Gunilla an. Schließlich hatte ich mich wieder gefasst und sagte mit gepresster Stimme: »Was meinst du damit? Verschwand?«

»Genau das. Sie verschwand. Sie löste sich in Luft auf oder genauer gesagt in nichts.«

Es schauderte mich. Ich flüsterte: »Sie ist also ein Gespenst.«

Da schnaubte Gunilla: »Gespenst! Sie hat mich reingelegt! Sie kannte natürlich einen Weg durchs Gebüsch und ist entkommen. Ich verfiel mich in den Zweigen. Währenddessen spazierte sie auf der anderen Seite weiter und lachte mich aus.«

Gunilla sah richtig wütend aus.

Obwohl sie an ihrer Theorie festhielt, war sie nicht sonderlich erpicht darauf, ihren Beschattungsauftrag zu wiederholen.

Und die Grüngeladete durfte ihre Fahrstuhlfahrten bei Vollmond fortsetzen.

Im Jahr darauf machte ich eine Fortbildung zur Gemeindeschwester. Natürlich dachte ich immer seltener an die Frau im Fahrstuhl. Nach einiger Zeit heiratete ich, und nach einigen weiteren Jahren wurde ich schwanger. Am Ende meiner Schwangerschaft bekam ich Bluthochdruck. Meine Hebamme schickte mich zum Gynäkologen.

Ich saß allein im großen Wartezimmer. Nervös setzte ich mich auf die Kante einer Bank mit plastikbezogenem Polster. Nach einer Weile öffnete sich die Tür zum Sprechzimmer. Erstaunlicherweise stand Majvor vor mir! Sie erkannte mich sofort wieder. Wir umarmten uns spontan, und Majvor flüsterte: »Du bist heute die letzte Patientin. Kannst du vor dem Haus auf mich warten, dann gehen wir bei Petterssons Kaffee trinken? Ich beeile mich.«

Als ich bei dem freundlichen älteren Arzt fertig war, stellte ich mich unten in den Hausgang. Ich brauchte nicht lange zu warten, und gemeinsam gingen wir zum Cafe.

»Ich arbeite jetzt schon seit zwei Jahren in dieser Praxis, und zwar als Schwester am Empfang. Besser bezahlt als im Krankenhaus und normale Arbeitszeiten«, sagte Majvor.

Wir tauschten uns darüber aus, was in den letzten Jahren in unserem Leben passiert war. Majvor war ebenfalls verheiratet,

hatte jedoch noch keine Kinder. Als wir unsere Kopenhagener gegessen und uns eine zweite Tasse Kaffee geholt hatten, beugte sich Majvor über den Tisch und sagte mit leiser Stimme: »Ich habe wegen der Dame im Fahrstuhl Nachforschungen angestellt. Sie hat mir irgendwie keine Ruhe gelassen. Vielleicht bin ich auf eine Erklärung gestoßen. Wenn die stimmt, handelt es sich wirklich um ein Gespenst.«

Sie verstummte, um zu sehen, wie ich darauf reagierte. Ich war wahnsinnig neugierig und zeigte es auch.

»Als das Krankenhaus gerade gebaut worden war, hatten wir einen älteren Klinikchef. Das Krankenhaus war sein Leben, und er hatte überall seine Finger drin. Besonderes Interesse hatte er an der Anlage des Parks. Er machte die Pläne, wo die Wege verlaufen und die Beete angelegt werden sollten. Es war ihm sehr wichtig, dass der kahle Hügel einmal ein Schmuckstück werden würde. Alles sollte so schnell wie möglich fertig werden, da seine Pensionierung bevorstand«, erzählte Majvor.

Sie trank einen Schluck Kaffee und fuhr dann fort: »Der Klinikchef war seit einigen Jahren Witwer. Kurz vor Eröffnung des Krankenhauses heiratete er ein zweites Mal, und zwar eine Frau, die nur halb so alt war wie er. Alle, die sie gekannt haben, sagen, sie sei eine Schönheit gewesen. Und Hadar behauptet, sie hätte rote Haare gehabt!«

Sie sah mich triumphierend an. Ich konnte mich noch gut an den älteren Hausmeister Hadar erinnern. Was er nicht über das Klinikpersonal wusste, brauchte man auch nicht zu wissen.

»Offenbar waren sie erst ein halbes Jahr verheiratet, als gewisse Gerüchte aufkamen. Sie besagten, dass die junge Frau ihres alten Ehemannes überdrüssig sei und bereits eine Affäre hätte. Und zwar mit einem der Stationsärzte, an den ich mich allerdings nicht erinnern kann. Das war wohl vor meiner Zeit.

Vielleicht bin ich ihm auch nie begegnet, ehe er...
verschwand.«

»Was sagst du da? Was heißt *verschwand!*«, rief ich.

»Ja. Er *auch*.«

Sie sah mich viel sagend an, ehe sie fortfuhr: »Plötzlich sah der alte Klinikchef nicht mehr so energisch und fröhlich aus. Er wurde verschlossen und mürrisch. Ein paar Wochen später teilte er einigen Kollegen mit, seine Frau sei mit ihrer Affäre ausgebücht. In die USA. Der Stationsarzt hatte dort angeblich eine Stelle an einem renommierten Krankenhaus bekommen, und die Rothaarige war mitgegangen und hatte den Alten sitzen lassen. Keiner der Kollegen wagte es, nachzuhaken und die Frage zu stellen, wo die beiden sich aufhielten, und der Klinikchef erzählte es auch nicht.«

Majvor verstummte. Sie beugte sich über den Tisch.

»Bald näherte sich seine Pensionierung, und er war bis zum letzten Augenblick mit irgendwelchen Planungen beschäftigt. Der 31. Mai war sein letzter Arbeitstag. Ich kann mich noch deutlich an alles erinnern. Am Morgen, als wir nach Hause wollten und die Schwestern der Frühschicht kamen, standen sieben frisch gepflanzte Fliederbüsche in einer der neuen Rabatten unterhalb des Hügels. Offenbar waren sie im Morgengrauen gepflanzt worden. Stolz teilte der Klinikchef mit, dies sei sein Abschiedsgeschenk an alle Mitarbeiter. Er hoffe, die Büsche würden blühen und mit ihren Blüten und ihrem Duft alle Vorbeikommenden erfreuen. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Unglaublich, wie dieser Flieder immer geblüht hat! Der alte Chefarzt muss die Büsche mit etwas ganz Besonderem gedüngt haben«, bemerkte sie viel sagend.

Ich merkte, dass mein Mund trocken wurde. Es gelang mir kaum, meine Frage über die Lippen zu bringen: »Die Rothaarige und ihr Liebhaber... Weiß man, was aus ihnen geworden ist?«

»Offiziell wurde Stillschweigen gewahrt, aber es wurde natürlich geklatscht. Sowohl die Ehefrau als auch ihr Liebhaber blieben verschwunden.«

»Glaubst du... er hat sie ermordet... und vergraben«, flüsterte ich.

»Nach dem, was in diesem Herbst in jenen Vollmondnächten vorgefallen ist, glaube ich das.«

Majvor sah mir direkt in die Augen, während sie das sagte. Mir war kalt, und ich hatte am ganzen Körper eine Gänsehaut. Und die bekomme ich noch heute, wenn ich an den Fliederbüschen unterhalb der Hautklinik des Sahlgrenska-Krankenhauses vorbeigehe.